

Henninger, Annette (Ed.)

Book

Ins Netz geholt: Zeit, Geld, Informationen - alles, was die Wissenschaftlerin braucht!? Dokumentation der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung

edition der Hans-Böckler-Stiftung, No. 16

Provided in Cooperation with:

The Hans Böckler Foundation

Suggested Citation: Henninger, Annette (Ed.) (1999) : Ins Netz geholt: Zeit, Geld, Informationen - alles, was die Wissenschaftlerin braucht!? Dokumentation der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung, edition der Hans-Böckler-Stiftung, No. 16, ISBN 3-92820-489-0, Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf

This Version is available at:

<https://hdl.handle.net/10419/116268>

Standard-Nutzungsbedingungen:

Die Dokumente auf EconStor dürfen zu eigenen wissenschaftlichen Zwecken und zum Privatgebrauch gespeichert und kopiert werden.

Sie dürfen die Dokumente nicht für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, öffentlich zugänglich machen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Sofern die Verfasser die Dokumente unter Open-Content-Lizenzen (insbesondere CC-Lizenzen) zur Verfügung gestellt haben sollten, gelten abweichend von diesen Nutzungsbedingungen die in der dort genannten Lizenz gewährten Nutzungsrechte.

Terms of use:

Documents in EconStor may be saved and copied for your personal and scholarly purposes.

You are not to copy documents for public or commercial purposes, to exhibit the documents publicly, to make them publicly available on the internet, or to distribute or otherwise use the documents in public.

If the documents have been made available under an Open Content Licence (especially Creative Commons Licences), you may exercise further usage rights as specified in the indicated licence.

**Ins Netz geholt: Zeit, Geld,
Informationen – alles, was die
Wissenschaftlerin braucht!?**

Annette Henninger (Hrsg.)

Ins Netz geholt:
Zeit, Geld,
Informationen –
alles, was die
Wissenschaftlerin
braucht!?

**Dokumentation der fünften
Wissenschaftlerinnen-
Werkstatt der Promovendinnen
der Hans-Böckler-Stiftung**

edition der Hans-Böckler-Stiftung 16

© Copyright 1999 by Hans-Böckler-Stiftung

Bertha-von-Suttner-Platz 1, 40227 Düsseldorf

Buchgestaltung: Horst F. Neumann Kommunikationsdesign, Wuppertal

Produktion: Der Setzkasten GmbH, Düsseldorf

Printed in Germany 1999

ISBN 3-928204-89-0

Bestellnummer: 13016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des öffentlichen Vortrages,
der Rundfunksendung, der Fernsehausstrahlung,
der fotomechanischen Wiedergabe, auch einzelner Teile.

| | |
|--|-----------|
| VORWORT | 7 |
| I. EINFÜHRUNG | 11 |
| GELD, ZEIT, INFORMATION – ALLES, WAS DIE WISSENSCHAFTLERIN BRAUCHT!? Eindrücke einer Mitorganisatorin <i>Andrea Sieber</i> | 13 |
| ZUM ERSTEN MAL BEI DER WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT Eindrücke einer »Neuen« <i>Doris Koller</i> | 19 |
| EINBLICKE IN DIE FINANZVERHÄLTNISSE DER BÜRGERLICHEN FRAUENBEWEGUNG <i>Gilla Dölle</i> | 23 |
| II. ERGEBNISSE DER ARBEITSGRUPPEN | 45 |
| AG »HISTORISCHE GESCHLECHTERFORSCHUNG« Der Wandel einer Arbeitsgruppe mit den Phasen einer Dissertation <i>Maren Wichmann-Siegfried</i> | 47 |
| AG »HABILITIERENDE FRAUEN« <i>Kirsten Roessler</i> | 51 |
| AG »INNERDISZIPLINÄRER INTERDISZIPLINÄRER DISKURS« <i>Andrea Sieber</i> <i>Martina Hammel</i> | 55 |

| | |
|--|------------|
| AG »INTERNET – ARBEITSPRAXIS UND REFLEXION« | |
| Die Welt in der Kiste? | |
| <i>Margarethe Herzog</i> | 63 |
| AG »PROMOVIERT – UND DANN?« | |
| <i>Esther Lehnert</i> | 71 |
| III. ERGEBNISSE DER FORSCHUNGSPROJEKTE | 75 |
| DENKANSÄTZE ZUR GESCHLECHTERFRAGE IN DER SCHULBUCHFORSCHUNG | |
| <i>Ulrike Fichera</i> | 77 |
| BEDINGUNGEN EFFEKTIVEN LERNENS IN KLEINGRUPPEN | |
| Ein Rahmenmodell | |
| <i>Anne A. Huber</i> | 101 |
| GESTALT THERAPIE UND GESCHICHTE | |
| Die Bedeutung des Nationalsozialismus in den Therapien der zweiten und dritten Generation | |
| <i>Kirsten Roessler</i> | 111 |
| VERDECKTES ERINNERN AN NS-GESCHICHTE IN DEUTSCHEN UNTERNEHMEN | |
| Anmerkungen zur Selbstdarstellung einer Nervenklinik | |
| <i>Mechthild Kiegelmann</i> | 125 |
| IV. GELD, ZEIT, INFORMATION | 135 |
| DOKTORANDINNEN-EHRUNG | |
| Anerkennung und Vorbereitung auf eine Durststrecke | |
| <i>Annette Henninger / Mechthild Kiegelmann</i> | 137 |
| LEBENSZEIT – DISSERTATION UND BIOGRAPHIE | |
| <i>Annette Henninger</i> | 141 |

| | |
|---|------------|
| DIESSEITS UND JENSEITS DER STIFTUNGEN | |
| Berufsperspektiven nach der Promotion | |
| <i>Annette Henninger</i> | 145 |
| FORSCHUNGSFÖRDERUNG DURCH DIE DFG | |
| Stichpunkte zu wichtigen Aspekten | |
| <i>Hannelore Faulstich-Wieland</i> | 151 |
| JENSEITS VON STIFTUNGEN – AKQUISE UND MEHR ... | |
| Das Archiv der deutschen Frauenbewegung in Kassel | |
| <i>Gilla Dölle</i> | 159 |
| ANHANG | 163 |
| AUTORINNEN-HINWEISE | 165 |
| SELBSTDARSTELLUNG DER HANS-BÖCKLER-STIFTUNG | 169 |

Die Vernetzung von Frauen in der Wissenschaft beschäftigte die Teilnehmerinnen der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung. Die Tagung mit dem Titel »Ins Netz geholt: Geld, Zeit, Informationen – alles, was die Wissenschaftlerin braucht!« fand vom 19. – 22. 11. 1998 in Oberursel statt. Der vorliegende Band gibt einen Überblick über den Verlauf der Werkstatt und dokumentiert einzelne Beiträge.

Vernetzung ist das neue Zauberwort in Frauenzusammenhängen und seit neustem auch in der Frauenforschung. Akademikerinnen, so ergab eine aktuelle Studie über berufliche Frauennetzwerke, vernetzen sich überdurchschnittlich häufig.¹ Netzwerke sollen Kontakte herstellen, Informationen vermitteln, die Karriere fördern und überhaupt dazu beitragen, den unwirtlichen Ort der immer noch männerdominierten Wissenschaft freundlicher zu gestalten.

Vernetzung ist auch Inhalt und Thema der Wissenschaftlerinnen-Werkstätten der Hans-Böckler-Stiftung, bei denen sich alljährlich die Promotionsstipendiatinnen der Stiftung treffen.² Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt ist damit einer der Knotenpunkte im Frauen-Netz innerhalb der Hans-Böckler-Stiftung. Daneben werden Seminare zu Frauenpolitik und -forschung angeboten, und es gibt eine Frauen-AG der Stipendiatinnen, die ebenfalls Tagungen organisiert.

Bei den Wissenschaftlerinnen-Werkstätten kommen neu in die Förderung aufgenommene Promovendinnen mit anderen zusammen, auch mit denjenigen, die kurz vor Abschluß ihrer Arbeit stehen, und mit Altstipendiatinnen, die die Promotionsphase schon hinter sich gelassen haben. Die Tagung bietet damit Möglichkeiten für einen vielfältigen Erfahrungsaustausch. Außerdem bildet die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt den organisatorischen Rahmen für Treffen bestehender thematischer Arbeitsgruppen und zur Gründung von neuen AGs. Solche überregionalen Arbeitsgruppen werden von

1 Franke, Heike/Frerichs, Petra, 1998: Die Netze der Frauen – eine Quantité négligeable? In: Zeitschrift für Frauenforschung, 16. Jg., Heft 4/98, 90 – 105.

2 Die Ergebnisse der vorausgegangenen Wissenschaftlerinnen-Werkstätten sind in drei Tagungsbänden dokumentiert worden:

Annette Bertrams (Hrsg.), 1995: Dichotomie, Dominanz, Differenz. Frauen plazieren sich in Wissenschaft und Gesellschaft. Weinheim: Deutscher Studien Verlag (2. Aufl. 1996).

Ute Ehrich/Beatrice Ploch (Hrsg.), 1997: Frauen(kon)texte. Graue Reihe der Hans-Böckler-Stiftung, Band 107. Düsseldorf.

Susanne Heynen (Hrsg.), 1998: »Wir fischen nicht im Trüben: Goldfische für alle – Netzwerke für Frauen«. Graue Reihe der Hans-Böckler-Stiftung, Band 147. Düsseldorf.

der HBS durch die Übernahme der Fahrtkosten gefördert und haben schon mancher Stipendiatin eine wichtige Unterstützung geboten, um das zumeist einsame Geschäft des Promovierens erfolgreich zum Abschluß zu bringen und Kontakte zu knüpfen, die sich weit über die Promotionsphase hinaus als wichtig erwiesen. Vor allem für Frauen, die schon länger der HBS verbunden sind, hat die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt auch den Charakter eines »Klassentreffens« und ist eine willkommene Gelegenheit, alte Bekannte wiederzutreffen.

Bei der diesjährigen Wissenschaftlerinnen-Werkstatt sollten die Ressourcen »ins Netz geholt« werden, die Frauen in der Wissenschaft brauchen: *Geld, Zeit und Informationen*.

- *Geld* – Hierzu wurden Fragen behandelt wie: Welche Institutionen vergeben Forschungsmittel, und wie sind diese Gelder zu beantragen? Welche Wege gibt es, auch außerhalb von etablierten Forschungseinrichtungen und Universitäten zu forschen? Welche Möglichkeiten gibt es für Wissenschaftlerinnen, außerhalb der Forschung Geld zu verdienen?
- *Zeit*, verstanden als Arbeits- und Lebenszeit. Ein Schwerpunkt der Tagung lag bei der Einbettung der Promotionsprojekte und der weiteren Berufsplanung in die individuelle Biographie, und es wurde deutlich, daß beides bewußt oder unbewußt eng miteinander verknüpft ist.
- *Informationen*, im Sinne von gegenseitigem Austausch von Erfahrungen, Tips, Hinweisen auf Finanzierungsmöglichkeiten, Anregung und Kritik. Auch in diesem Jahr war wieder Raum dafür vorgesehen, im Rahmen von Arbeitsgruppen die eigene Forschungsarbeit vorzustellen und mit anderen zu diskutieren.

Die Vorbereitungsgruppe der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt, bestehend aus Britta L. Behm, Mechthild Kiegelmann, Gudrun Maierhof und Andrea Sieber, hat rund um diese zentralen Begriffe eine sehr anregende Tagung organisiert, die ein lebendiges Beispiel für die Vernetzung von Frauen in der Wissenschaft ist.

Die Dokumentation folgt der inhaltlichen Struktur der Tagung. Im ersten Teil geben *Andrea Sieber* als Mitorganisatorin und *Doris Koller* als »Neue« im Kreis der HBS-Promovendinnen ihre Eindrücke vom Verlauf der Tagung wieder. Ebenso wird hier der einführende Vortrag von *Gilla Dölle* über die Finanzverhältnisse der bürgerlichen Frauenbewegung dokumentiert, der vielfältige historische Anregungen zum Thema Frauen und Geld bietet.

Im zweiten Teil wird durch Berichte der Teilnehmerinnen das Geschehen in den Arbeitsgruppen dargestellt. Bei der AG »Historische Geschlechterforschung«, die von

Maren Wiechmann-Siegfried vorgestellt wird, handelte es sich um eine bereits länger bestehende Gruppe. Die AG »Habilitierende Frauen«, über die *Kirsten Roessler* berichtet, sowie die von *Andrea Sieber* und *Martina Hammel* präsentierte AG »Interdisziplinärer Diskurs« waren als Auftakt für eine solch kontinuierliche Zusammenarbeit geplant. Die AG »Internet – ArbeitsPraxis und Reflexion«, hier vorgestellt von *Margarethe Herzog*, und die AG »Promoviert – und dann?«, über die *Esther Lehnert* berichtet, waren dagegen als einmaliges Angebot für die Tagungsteilnehmerinnen konzipiert.

(Zwischen-)Ergebnisse bereits abgeschlossener oder laufender Forschungsprojekte, die die Teilnehmerinnen im Rahmen einer Arbeitsgruppe vorstellten, werden im nächsten Teil der Dokumentation präsentiert. Nicht alle Promovendinnen, die auf der Werkstatt referiert haben, haben sich dazu entschlossen, ihre Beiträge in diesem Band zu publizieren. Dieser Teil der Dokumentation gibt damit nur einen kleinen Ausschnitt der vielfältigen Forschungsthemen von HBS-Stipendiatinnen wieder. Hier stellen *Ulrike Fichera* und *Anne A. Huber* ihre Dissertationsprojekte zur Schulbuchforschung bzw. über Lernprozesse in Gruppen vor. Zwei weitere Beiträge von *Kirsten Roessler* und *Mechthild Kiegelmann* dokumentieren die neuere Auseinandersetzung mit den Folgen des Nationalsozialismus im Fach Psychologie.

Im vierten Teil unter dem Titel »Geld, Zeit, Informationen« schildern *Annette Henninger* und *Mechthild Kiegelmann* ihre Eindrücke von der Doktorandinnen-Feier, die im Rahmen der diesjährigen Wissenschaftlerinnen-Werkstatt erstmals stattfand. *Annette Henninger* beschreibt den Verlauf des Tagungsabschnitts, der unter dem Motto »Lebenszeit – Dissertation und Biographie« stand. Bei diesen Beiträgen geht es durch die Auseinandersetzung mit der Dissertation als Lebensabschnitt oder Lebenszeit vor allem um den Aspekt »Zeit«. Es folgt ein Bericht von *Annette Henninger* über die Plenumsveranstaltungen »Forum Stiftungen« und »Jenseits der Stiftungen« sowie die Dokumentation der im Rahmen dieser Foren gehaltenen Beiträge von *Hannelore Faulstich-Wieland* und *Gilla Dölle*. In diesem Abschnitt der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt standen die Aspekte »Geld« und »Informationen« im Vordergrund.

An dieser Stelle möchte ich nochmals allen danken, die zu dieser Dokumentation beigetragen haben. Ich hoffe, daß es gelungen ist, etwas von der Atmosphäre der Tagung einzufangen und mit den Beiträgen auch über den Kreis der Teilnehmerinnen hinaus Interesse zu wecken.

Annette Henninger

Berlin, Februar 1999

I. Einführung

GELD, ZEIT, INFORMATION – ALLES, WAS DIE WISSENSCHAFTLERIN BRAUCHT!?

EINDRÜCKE EINER MITORGANISATORIN

Andrea Sieber

Als wir (Britta L. Behm, Mechthild Kiegelmann, Gudrun Maierhof, Andrea Sieber) uns zur Vorbereitung der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt trafen, stellten wir übereinstimmend fest, daß die Konzeption der vierten Werkstatt¹ uns alle überzeugt hatte. Von daher wollten wir die Struktur der Tagung beibehalten: gemeinsame inhaltliche Veranstaltungen im Plenum, ein Tag für die Arbeit in thematischen Arbeitsgruppen zur Diskussion der eigenen Dissertation, ein Nachmittag zur kreativen Selbstreflexion, Disco und ein kultureller Höhepunkt. Ebenfalls gefiel uns die Wahl und die Umsetzung des Tagungsmottos, so daß wir uns auf die Suche nach einem ähnlich übergreifenden Motto machten.

Zu Beginn der inhaltlichen Planung stellte jede ihre Beweggründe und Motive für die Mitarbeit in der Vorbereitungsgruppe dar. Daraus entwickelten sich in der nächsten Runde eine Reihe von konkreten Vorschlägen, was das Thema auf der nächsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt sein könnte. Wir konnten uns jedoch nicht für ein einziges Thema entscheiden. Alle Frauen sprachen wichtige Elemente unseres Arbeitslebens an. Einerseits wollten wir uns angeregt durch den Netzwerkgedanken mit dem effektiven Austausch und Erhalt von Informationen beschäftigen. Die Internet-AG und der Austausch in den Arbeitsgruppen war diesem Thema vorbehalten. Andererseits war uns die Finanzierung insbesondere nach dem Ende des Stipendiums wichtig. Hier wollten wir uns über die Möglichkeiten der Finanzierung selbstbestimmter wissenschaftlicher Arbeit über Stiftungen informieren. Gleichzeitig erschien es uns aber auch wichtig, an dieser Stelle über die Universität hinauszugehen und nach Finanzierungsperspektiven außerhalb der Universität zu suchen. Und weil wir der Meinung waren, daß Geld und Informationen nicht alles sind, sondern daß jede Frau Zeit braucht, um sich zu erholen, neue Kraft zu schöpfen und darüber nachzudenken, wohin sie sich entwickeln möchte, was sie gern ausprobieren würde und welche Qualifikationen sie wie und wo einset-

¹ Die vierte Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung mit dem Titel »Wir fischen nicht im Trüben: Goldfische für alle – Netzwerke für Frauen« fand vom 09. – 12. 10. 1997 in Oer-Erkenschwick statt.

zen möchte, entschlossen wir uns, den Selbsterfahrungsteil diesem Thema zu widmen. So hatte unsere Tagung drei wichtige inhaltliche Bestandteile, die wir ausgewogen miteinander verknüpfen wollten: Information, Geld und Zeit. Daraus wurde dann unser Titel und Motto: *Geld, Zeit und Information – alles, was die Wissenschaftlerin braucht*. Das wollten wir ins Netzwerk holen.

INFORMATION

Der Freitag war dem Thema Information gewidmet. Zum einen ging es darum, sich mit der technischen Seite des Themas auseinanderzusetzen. Zum anderen war es ein Ziel, sich in bereits seit Jahren bestehenden oder neuen Arbeitsgruppen gegenseitig über den Stand der Dissertationen zu informieren. Jede von uns überlegte sich, welche Arbeitsgruppe sie gern organisieren wollte. Britta Behm bot in diesem Teil eine AG zur Beschäftigung mit dem Internet an – einem technischen Medium zur Informationsbeschaffung und -bereitstellung sowie zum gegenseitigen Austausch und zur Netzwerk/-kontaktpflege. Mechthild Kiegelmann wollte habilitierende Frauen in der HBS vernetzen, damit sie sich gegenseitig von ihren Vorhaben informieren und sich über Fragen und Probleme austauschen können. Ich (Andrea Sieber) versuchte, in der AG »Interdisziplinärer Diskurs« Frauen zu einem Austausch zu versammeln, die in ihren Dissertationen auf Wissensbestände aus verschiedenen Disziplinen zurückgreifen. Gudrun Maierhof organisierte eine Arbeitsgruppe für Frauen, die sich mit Fragen der Geschlechterforschung beschäftigen. Vier Altstipendiatinnen (Gudrun Ehlert, Tamara Frankenberger, Leonie Wagner und Cornelia Spohn) gestalteten eine Arbeitsgruppe, in der sich die Frauen gezielt damit auseinandersetzen konnten, was sie nach der Promotion machen wollen. Auf einem mit der Tagungseinladung verschickten Fragebogen konnte jede Teilnehmerin Vorschläge für die Organisation weiterer AGs machen.

GELD

Da wir die Information über Finanzierungsmöglichkeiten innerhalb und außerhalb der Wissenschaft aufgrund unserer eigenen Lebens- und Promotionsituation für ein Thema hielten, mit dem sich jede Frau früher oder später konfrontiert sieht, wollten wir uns damit im Plenum beschäftigen. Gudrun Maierhof hatte schon einschlägige Erfahrungen mit der Finanzakquise für Projekte und Vereine, und ich hatte gerade einen Antrag für ein Drittmittelprojekt geschrieben und dabei erfahren, wie kompliziert diese

Angelegenheit ist. Wir wollten also einerseits Informationen über die Modalitäten der großen und kleinen Forschungsförderungsstiftungen einholen. Da wir aber auch alle um die Unsicherheit der Beschäftigung an der Universität wußten, erschienen uns Finanzierungsmöglichkeiten fern der Universität wichtig, die eine interessante und qualifizierte Arbeit sichern. Wir wollten also auch Vertreterinnen von im weitesten Sinne wirtschaftlich Selbständigen einladen. So entstanden die zwei Plenumsveranstaltungen: das Forum »Stiftungen« und das Forum »Jenseits der Stiftungen«.

ZEIT

Zur Gestaltung dieses Tagungsabschnittes erinnerten wir uns an die AG »Dissertation und Biographie« auf der letzten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Für uns war die Konzeption dieser AG genau das richtige Stichwort. Da sollte es um die Lebenszeit jeder Frau und den Zusammenhang zur Dissertation gehen. Zudem wußten wir, daß Irene Preußner und Susanne Heynen schon damals eine kreative Auseinandersetzung mit diesem Thema geplant hatten – das sollte den Ausgleich zur geistigen Beschäftigung und zur Diskussion mit anderen über ihre Themen darstellen. Wir baten die beiden, die Vorbereitung dieses Teils zu übernehmen, in dem wir mit allen unseren Sinnen aktiv werden wollten und der uns gleichzeitig Gelegenheit bieten sollte, unser Leben und unsere Ziele mit der Dissertation zu überdenken.

VERLAUF DER TAGUNG

Bis Mitte Juli waren bereits über 50 Anmeldungen von HBS-Frauen eingetroffen. Wir freuten uns über diese Resonanz, auch wenn wir bezüglich der Kapazität des Hauses in Oberursel Bedenken hatten. Von Vorteil in dieser Situation war, daß Gudrun so nah an der Tagungsstätte wohnte. Wir konnten zu unserer Beruhigung das Haus im Vorfeld besuchen und uns über die Gegebenheiten informieren. So lernten wir die Vor- und Nachteile des Hauses kennen und konnten uns in der gedanklichen Planung der Veranstaltungen bereits auf die Räumlichkeiten einstellen. Wichtig war uns dann, auch die Tagungsteilnehmerinnen im Vorfeld über die zusätzlichen Wege zur Übernachtungsstelle zu informieren, und es kam in dieser Hinsicht nicht zu größeren Pannen.

Wir freuten uns, daß sich so viele Frauen mit Kindern angemeldet hatten. Es tat gut zu sehen, daß sich wissenschaftliche Karriere und Kinder nicht ausschließen müssen. Und unsere »Muttis« konnten gleich noch ihre Erfahrungen weitergeben, wie denn

Kind und Promotion unter einen Hut zu bringen sind und an welchen Stellen sie sich Hilfe von anderen holen.

Wohlthuend für die Tagung war auch, daß seit längerem bestehende oder ehemalige Arbeitsgruppen die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt nutzen, um sich zu treffen und ihre Promotionen oder ihre aktuelle Arbeit zu diskutieren. Wir hatten allerdings als Vorbereitungsgruppe versäumt, im Vorfeld ausreichend darüber (z. B. geschlossene AGs) zu informieren. Und so kam es zu schwerwiegenden Mißverständnissen, wo sich die Themen solcher bestehenden AGs mit denen der angebotenen überschneiden. Doch zum Glück entwickelten die betroffenen Promovendinnen an dieser Stelle viel Eigeninitiative und konnten die Situation doch noch ins Positive wenden.

Etwas geheimnisvoll hatte sich die Vorbereitungsgruppe die ganze Zeit um den »Damenabend mit Ehrung« gegeben. Das Geheimnis lüftete sich im festlich gestalteten Speisesaal in Oberursel, wo – umrahmt von vorzüglich dargebotener klassischer Musik eines Klavier-/Querflöten-Duos – die angehenden und gestandenen Doktorinnen mit Blumen, Sekt, Urkunden und einer feierlichen Eintragung in das Buch »Doktorinnen der HBS« geehrt wurden. Für uns war es ein rundum gelungener Abend.

Die hauptsächlich von Gudrun Maierhof organisierten Referentinnen zum Thema »Geld« waren allesamt sehr kompetent und überzeugend. Zumindest jene Teilnehmerinnen, die sich bereits mit diesem Thema auseinandersetzten, konnten aus ihren Beiträgen viel entnehmen und erhielten so wichtige Entscheidungshilfen und Anregungen. Für Frauen, die mit dieser Problematik noch nicht in dem Maße konfrontiert sind, waren die Veranstaltungen zwar interessant, aber das Thema erschien ihnen in den zwei zentralen Foren etwas überstrapaziert.

Zur Entspannung und zum Ausgleich wurde zwischen diesen Foren ein kreativer Selbsterfahrungsteil angeboten. In den parallelen Arbeitsgruppen konnte jede Frau eine Tüte herstellen und diese innen und außen mit den öffentlichen und privaten Seiten ihrer Dissertation gestalten. Schon die Vielfalt der entstandenen Tüten war erstaunlich. Mir ist noch nie bewußt geworden, welche unterschiedlichen Assoziationen das Wort »Tüte« hervorrufen kann. Die Gestaltung der Innen- und Außenansichten war genauso bunt wie unterschiedlich. Während der Erläuterungen konnte ich eine ganze Reihe von Parallelen zu meinem früheren und jetzigen Erleben ziehen. Plötzlich standen auch Dinge, die ich bei anderen als mir fremd empfand, in einem für die jeweilige Frau sinnvollen Zusammenhang. Für mich war dieser Nachmittag eine wohltuende und entspannende Abwechslung, bei der mir die Teilnehmerinnen meiner Arbeitsgruppe auf ganz persönliche Art und Weise bekannt wurden.

Die Frauen, die dann noch etwas zum Austoben brauchten, konnten sich in der Disco richtig auslassen. Ich war an diesem Punkt leider schon am Ende meiner Kräfte, so

daß ich erst mal eine große Mütze voll Schlaf brauchte, um für den letzten Tag und den Abschluß der Tagung fit zu sein.

Am Sonntag morgen konnten wir dann neben den sehr beeindruckenden Podiumsteilnehmerinnen auch den Sponsor der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt, Werner Fiedler von der HBS, begrüßen und ihm für seine Unterstützung danken. Und wir konnten glücklicherweise eine neue Vorbereitungsgruppe für die nächste Wissenschaftlerinnen-Werkstatt gewinnen.

RESÜMEE

Wir hatten uns vor einem Jahr zusammengefunden, um die Tagung mit vereinten Kräften zu gestalten. Jede von uns hatte bestimmte Tagungsabschnitte geplant und übernahm Organisationsaufgaben. Für die Abstimmung konnten wir die Vorteile elektronischer Mail nutzen. So konnten wir auch an schwierigen Punkten eine Einigung erzielen, jede war auf dem laufenden über das, was an den verschiedenen Stellen passierte, und wir konnten uns bei schwierigen Entscheidungen gegenseitig unterstützen. Insgesamt waren wir mit dem Verlauf der Tagung sehr zufrieden, auch wenn im nachhinein deutlich wurde, daß wir sie sehr nach unseren Bedürfnissen gestaltet hatten, die eher auf das Ende der Promotion und das Leben danach gerichtet waren. Die Schwierigkeiten von Frauen, die am Anfang der Promotion stehen, waren dabei etwas zu kurz gekommen. Und wir hatten die Zeit insgesamt sehr verplant, so daß an einigen Stellen der Raum für eigene Aktivitäten der Teilnehmerinnen sehr knapp bemessen war und einige das Gefühl hatten, daß sie gar nicht über ihre Dissertation reden können. Ich selbst habe den ganzen Freitag über meine Dissertation geredet und weiß deshalb, daß das durchaus im Rahmen der Möglichkeiten war.

Nach unserer Tagung bin ich einmal mehr davon überzeugt, daß die methodische Konzeption – AGs für eigene Themen und das Reden über die Dissertation, Plena für zentrale Themen, kreative Selbsterfahrung als Ausgleich – sehr ausgewogen ist. Dabei ist zu beachten, daß die Themen, die im Plenum diskutiert werden, durch den Rahmen, in dem sie stattfinden, zusätzliche Bedeutung erhalten.

Die Vorbereitung, Durchführung und Abrechnung der Tagung war für mich auf alle Fälle eine an- und aufregende und schöne Erfahrung. Insgesamt hat sich für mich wieder einmal bestätigt, daß auch Frauen (zum Glück) nicht perfekt sind. Unsere Nachfolgerinnen haben die Chance, einiges besser zu machen. Wir wünschen ihnen viel Erfolg und Freude bei der Vorbereitung der nächsten Werkstatt.

ZUM ERSTEN MAL BEI DER WISSENSCHAFTLERINNEN- WERKSTATT

EINDRÜCKE EINER »NEUEN«

Doris Koller

Am letzten Tag der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt, während einer jener Pausen, in denen das vorher Gehörte wie immer weiterdiskutiert wurde, fragte mich Annette Henninger, ob ich nicht meine Eindrücke als Neue schildern wollte. Das tue ich gerne und nutze diesen Artikel gleichzeitig als ein kleines Brainstorming für mich.

Nachdem ich aus Oberursel heimgekehrt war, fühlte ich mich trotz der stark verkürzten Nacht nach der Frauendisco ziemlich aufgedreht. Sätze aus Diskussionen und Gesprächen schwirrten mir durch den Kopf, doch ich war ungeachtet der Anstrengung der Tage bei der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt beschwingt, motiviert und voller Tatendrang für den Fortgang meiner Arbeit. Was hatte nun diese Gefühle und diesen Motivationsschub genau ausgelöst?

»Ach, du promovierst. Ja, das ist schon eine einsame Geschichte« hatte mir vor kurzem jemand, der das alles schon hinter sich hat, Anteilnehmend mitgeteilt. Ich habe daraufhin wissend genickt und mich mit ebendiesem Schicksal abgefunden. Was hat das jetzt mit der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt zu tun? Ich glaube, für mich war an diesen Tagen mit Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung das Wichtigste die Erkenntnis, daß eine Dissertation nicht unbedingt so eine einsame Geschichte sein muß, sondern über den Austausch mit anderen von Forschung faszinierten Frauen bzw. mit Leidensgenossinnen etwas ziemlich Lebendiges ist. Und lebendig war diese Tagung ab der ersten Minute, als am Donnerstag nachmittag die Frauen nacheinander eintrafen, Bekannte sich begrüßten und neue Kontakte zunächst über die »Facts« (Name, Wohnort, Dissertationsthema) hergestellt wurden.

Der Freitag war der Arbeit in den Arbeitsgruppen gewidmet. In diesen wurde entweder auf praktische Themen wie die Erstellung von Internet-Seiten eingegangen, oder die AG diskutierte theoretische Texte. In die Arbeitsgruppen flossen auch die einzelnen Dissertationsthemen bzw. die Situation der Frauen mit ihrer Dissertation ein. Leider war dieser Freitag allerdings von einer anfänglichen Verwirrung aufgrund der Fehlplanung einer Arbeitsgruppe und der Reaktion darauf überschattet. Trotz des Charakters der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt als Forum von Frauen in einer ähnlichen Situation zeigte sich hier, daß – wie im richtigen Leben auch so oft – die Verantwortung für das Gelingen der Veranstaltung allzusehr an das Organisationsteam abgegeben wurde, d.h.

bei den Teilnehmerinnen eine Tendenz hin zum Konsumverhalten zu beobachten war. Dennoch verliefen die Arbeitsgruppen, deren Ergebnisse anschließend im Plenum vorgetragen wurden, sehr produktiv, auch jene mit den schon angesprochenen Anlaufproblemen.

Am Freitag abend fand der gespannt erwartete Damenabend in feierlicher Atmosphäre statt, wo mit Sekt und klassischer Musik die Doktorinnen geehrt wurden. Die jeweilige Laudatio ging auf die Hürden ein, die von den Wissenschaftlerinnen erfolgreich überwunden wurden. Ich empfand es als sehr schön, einen Rahmen zu haben, in dem sich alle anderen so herzlich mitfreuen und der meiner Meinung nach motivierender ist, als jede Regelung, die zu einem schnellen Abschluß der Dissertation führen soll. Denn jede möchte doch irgendwann zu denen gehören, die unter Applaus eine langstielige Rose in die Hand gedrückt bekommen. Deswegen sollte dieser Abend auf jeden Fall auch 1999 stattfinden.

Besonders spannend und informativ war in vielfacher Hinsicht der Samstag. Im »Forum Stiftungen« berichteten Vertreterinnen der DFG, der Hans-Böckler-Stiftung und der VW-Stiftung von den Voraussetzungen und den Chancen hinsichtlich der Beantragung von Mitteln für Forschungsprojekte. Erstens bot dieses Forum wichtige Informationen für die Zeit nach der Dissertation. Zweitens wurde in der Diskussion deutlich, daß viele niemals auf die Idee gekommen wären, einen Antrag z. B. an die DFG zu stellen, weil der Respekt vor dieser Institution viel zu groß war. Doch schon allein über die hier vorgestellten Fakten und Zahlen wurde klar, daß eine Beantragung von Forschungsgeldern bei einer dieser Stiftungen durchaus Erfolg haben kann. Das Forum Stiftungen war so erstens sehr spannend und zweitens ungemein motivierend.

Ähnlichen Effekt hatte auch der Nachmittag, der unter dem Motto »Lebenszeit – Dissertation und Biographie« stand. Es bildeten sich Kleingruppen, in denen jede Frau aufgefordert wurde, der Frage nachzugehen, wie ihr Entschluß zur Promotion bzw. die Entscheidung für das spezielle Thema mit der eigenen Biographie zusammenhängt. Wir sollten Tüten basteln und das, was wir gerne vor uns und anderen verstecken, hineinwerfen und das Äußere entsprechend dem Sichtbaren gestalten. Es war sinnvoll, daß dieser Teil erst gegen Ende der Tagung stattfand und die Frauen sich schon ein bißchen kannten. Trotzdem hatte ich anfangs ein mulmiges Gefühl dabei, zu Schere und Stift zu greifen, um meine Tüte zu gestalten. Mir war vor diesem Nachmittag gar nicht klar, wieviel ich reinstecken wollte. Als wir dann unsere Kunstwerke im Rahmen der Kleingruppe vorstellten, wurde über ganz »unwissenschaftliche« Motivationen zur Promotion gesprochen, die zwar alle irgendwie haben, doch die eben »in der Tüte bleiben«. Klärend und Mut machend war so dieser Samstag am Nachmittag wie am Vormittag in sehr

unterschiedlicher Weise. Die angeleitete Phantasiereise zu Dissertation und Biographie nahm die Ergebnisse des Nachmittags nochmals auf und machte den Tag richtig stimmig. Daran schloß sich die Frauendisco im Keller an, wo viel getanzt, Billard gespielt und wie immer nochmals über das in diesen Tagen Gehörte gesprochen wurde.

Nach einer für viele eher kurzen Nacht ging es am Sonntag gleich mit einem Thema weiter, das direkt an den Samstag anschloß. Unter dem Motto »Jenseits der Stiftungen« fanden auf dem Podium Frauen zusammen, deren Erfahrungen über ein Weiter nach der Dissertation sehr divergierten. Wie schon am Vortag wurde der Eindruck vermittelt, »es gibt mehr Möglichkeiten, als wir denken«. Leider blieb wohl auch aus zeitlichen Gründen in der Diskussion die Frage nach dem Zusammenhang/Widerspruch zwischen dem Willen zur Karriere und dem politischen Anspruch ausgeklammert. Dennoch bot dieser Vormittag wie (ich wiederhole mich) die ganze Werkstatt ein Unmenge an Informationen, die zur Eigeninitiative während und nach der Dissertation durchaus ermutigten. Mit diesem Gefühl und der Vorfreude auf die nächste Wissenschaftlerinnen-Werkstatt stieg ich dann nach dem Abschlußplenum auch in den Zug zurück nach Regensburg.

An diesen vier Tagen in Oberursel war sehr entspannend, daß hier viele Frauen mit ähnlichem Bewußtsein bzw. ähnlicher Biographie zusammenkamen, von denen viele zur Geschlechterforschung arbeiten und so z. B. nie der altbekannte Nerv über das Fehlen der weiblichen Form auftrat. Es wurden im inoffiziellen Teil – in den Kaffeepausen, am Abend, bei Spaziergängen – viele neue Kontakte geknüpft. Wie gesagt, die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt zeigt sehr gut, daß die Promotion eben nicht unbedingt eine so einsame Geschichte sein muß.

Es war sehr schön, die Erfahrung zu machen, daß als individuell erfahrene Probleme mit der Dissertation, wie unproduktive Phasen, vielen bekannt sind und auch von jenen durchlebt wurden, die ihre Dissertation schon erfolgreich zum Abschluß gebracht haben. »Herausforderungen annehmen« war einer der Tips dieser Doktorinnen. Die Wissenschaftlerinnen-Werkstatt bietet so ein einmaliges Forum für Promovendinnen, über Themen, Probleme und Zukunftsperspektiven zu sprechen, für die weder die Uni noch das persönliche Umfeld einen adäquaten Rahmen darstellen.

Aus diesem Grunde hoffe ich, daß es diese Tagung weiterhin geben wird, bedanke mich nochmals ganz herzlich bei den Organisatorinnen für diese gelungenen Tage und freue mich schon auf die nächste Werkstatt, an deren Organisation ich mich beteiligen werde.

EINBLICKE IN DIE FINANZ- VERHÄLTNISSE DER BÜRGERLICHEN FRAUENBEWEGUNG

Gilla Dölle

GELD, EIN »ABWEGIGER« GEDANKE FÜR FRAUENBEWEGUNG UND FRAUENFORSCHUNG?

Macht und Einfluß in Politik und Gesellschaft sind ohne ökonomische Basis nicht realisierbar. Für die Bemühungen um Emanzipation und Gleichberechtigung ist Geld überlebensnotwendig, »denn ohne Geld und den Versuch, sich des Charmes des Geldes zu bemächtigen, sind Frauen und ihre politischen Aktivitäten zur Bedeutungslosigkeit verurteilt« (Kück, 1988, 36). Doch die Frauenbewegung tut sich mit dem Thema Geld schwer. Zwar gehört die Forderung nach Bezahlung der Frauenarbeit, gehören die Postulate »gleicher Lohn für gleiche Arbeit« und »Lohn für Hausarbeit« (vgl. Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität, 1978) neben dem Selbstbestimmungsrecht der Frau seit den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts zu den Grundpfeilern feministischer Überzeugungen. Sie haben aber zunächst ebensowenig dazu geführt, das Thema »Geld« ins Zentrum der Auseinandersetzung zu rücken, wie die vor über 100 Jahren von Louise Otto-Peters aufgestellte Forderung nach dem »Recht der Frauen auf Erwerb« (Otto-Peters, 1866).

Die alte (und auch die neue) Frauenbewegung ging von der Erkenntnis aus, daß ohne pekuniäre Selbständigkeit die Emanzipation der Frau nicht zu erringen sei, Forderungen nach einer besseren Mädchen- und Frauenbildung, nach rechtlicher Eigenständigkeit und Öffnung weiterer Berufsfelder für Frauen waren diesem Begehren geschuldet. Obwohl damit immer auch die Frage nach dem Verhältnis von Frauen und Geld angesprochen war, wurde dies von den Frauenrechtlerinnen nicht thematisiert. Daß sie in ihren Publikationen finanzielle Angelegenheiten höchstens mit einem Nebensatz streiften oder nur indirekt darauf eingingen, ist jedoch nicht verwunderlich, war es doch für Frauen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts völlig unangemessen, sich mit Geldangelegenheiten auseinanderzusetzen, Vermögensfragen galten als »Männersache«.

So durften z. B. Frauen nicht über das eigene Geld selbst entscheiden, nach dem Preußischen Allgemeinen Landrecht von 1794 ging das Vermögen der Frau bei Heirat in die Verwaltung des Ehemannes über, d. h. er durfte nun auch über das von ihr eingebrachte und von ihr verdiente Geld bestimmen und verfügen. Frauen galten, so kritisierte Louise Dittmar 1849, »gleich Leibeigenen ein Null und Nichts« (Dittmar, 1978, 95), und an dieser recht-

losen Stellung änderte sich auch 1900 bei der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht viel: Zwar durften Frauen nun über Lohn und Gehalt selbst entscheiden, an der Vorrangstellung des Mannes in Vermögensangelegenheiten insgesamt wurde aber festgehalten. Erst 1958 wurden die rechtlichen Bestimmungen geändert und Frauen die Verfügungsgewalt über ihr eigenes Vermögen zugestanden (vgl. Gerhard, 1990).

Ein weiterer Grund, warum finanzielle Angelegenheiten in der Frauenbewegung kaum öffentlich diskutiert wurden (und werden), liegt in der ungleichen Verteilung der finanziellen Ressourcen zwischen Männern und Frauen; letztere verfügten kaum über nennenswerte finanzielle Mittel. Wie viele Vermögenswerte tatsächlich in den Händen von Frauen lagen (bzw. liegen), ist nicht bekannt, da keine gesonderten Zahlen über die Geld- und Finanzverhältnisse der weiblichen Bevölkerung vorliegen. Um trotzdem ein Bild über ihre finanzielle Kraft zu gewinnen, müssen aus den allgemein erhobenen Daten Rückschlüsse auf Frauen gezogen werden.

Die Einkommensverteilung hat sich, so weist Werner Sombart nach, im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert kaum verändert, einer kleinen Gruppe vermögender Personen steht der überwiegend besitzlose Rest der Bevölkerung gegenüber.¹

Eine Relation, die diesen Zahlen einen Aussagewert über die Frage nach den weiblichen Finanzverhältnissen gibt, ist das Lohnniveau. Stefan Bajohr belegt in seiner Studie über die Geschichte der Frauenarbeit in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, daß Frauen bei gleicher Arbeit und Qualifikation ca. 1/3 weniger Lohn und 10 % weniger Gehalt als ihre männlichen Kollegen erhielten. Da Frauen besonders in den unteren Lohn- und Gehaltsgruppen vertreten waren, bezogen sie durchschnittlich nur ca. 45 % des Verdienstes der männlichen Angestellten und Arbeiter (vgl. Bajohr, 1979, über die Lohn- und Gehaltsdifferenzen insbesondere 28 – 70). Ute Frevert beziffert die Differenz zwischen Männer- und Frauengehälter bis zum Ersten Weltkrieg sogar auf 50 % und bezeichnet deshalb die Gehaltshöhe als »das getreueste Dokument geschlechtsspezifischer Differenzierung«² (Frevert, 1977, 60).

1 1900 erzielten in Preußen nur 6,1 % der Gesamtbevölkerung ein Einkommen über 3.000 Mark, 1 % standen mehr als 9.500 Mark zur Verfügung. Demgegenüber verdienten 62,41 % der Bevölkerung weniger als 900 Mark (vgl. Sombart, 1923, S. 423 ff., insbesondere 431 – 432). Die heutigen Vermögensverhältnisse zeigen eine ähnliche Verteilung. (vgl. u. a. Krelle/Schunk/Siebke, 1968; Jungblut 1973).

2 Diese Einkommensdifferenzen haben sich u. a. aufgrund der Teilzeitarbeit und der schlechten Stellung von Frauen am Arbeitsmarkt im wesentlichen kaum verändert: Renate Schubert beziffert die Relation zwischen dem weiblichen und männlichen Verdienst heute auf 70:100. »Wählt man das Einkommen von Frauen als Bezugspunkt, so kann man sagen, daß Männer in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten im Durchschnitt das 1,5 – 1,6fache des Einkommens von Frauen verdienten.« (Schubert, 1993, 34, sowie insgesamt 33 ff.). Frauen sind in den unteren Einkommensklassen (bis 25.000 DM jährlich) überproportional vertreten, während ihr Anteil bei den höheren Einkommen (75.000 – 500.000 DM) unter 10 % abfällt. (vgl. Rosinius, 1992, 35 – 39). Die Erhebungen des Magazins »Forbes« über die reichsten Menschen geben den Zahlen über die gesellschaftliche Finanzverteilung einen weiteren Aussagewert bezüglich der Vermögensverhältnisse von Frauen: Unter den 400 ermittelten reichsten Personen in Deutschland im Jahr 1992 finden sich nur elf, unter den 200 reichsten sogar nur drei Frauen (Die 400 Reichsten Deutschen 1992 und 1993).

Diese wenigen Daten machen schlaglichtartig deutlich, daß Frauen kaum Anteil am gesellschaftlichen Reichtum besaßen und – so kann nachgewiesen werden – noch immer nicht besitzen. Sie verfügten nur über geringe Finanzressourcen und waren von den entscheidenden gesellschaftlichen Machtzentren weitgehend ausgeschlossen. »Das Geschlecht des Reichtums«, folgert Andrea Weinert in ihrem Aufsatz über die Besitz- und Einkommensverhältnisse der Frauen, »ist männlich« (vgl. Weinert, 1993, 165 – 181).

Zwar verfügte die Frauenbewegung über eine große Zahl von engagierten Frauen, nennenswerte finanzielle Mittel standen ihr aber nicht – oder nur für sehr begrenzte Vorhaben – zur Verfügung. Die finanzielle Basis der Frauenbewegung ist, obwohl sie zu den wichtigsten sozialen Bewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts gehört, sehr schmal, da sie fast ausschließlich auf die finanzielle Unterstützung von Frauen angewiesen war. Die Feststellung von Joachim Raschke: »Die sozialen Bewegungen sind arm« (Raschke, 1988, 190), trifft daher in besonderem Maße auf die Frauenbewegung zu. Wenn über Frauenbewegung und Geld gesprochen wird, handelt es sich deshalb eher um eine Diskussion über den »Portokasseninhalt« denn über große Finanztransaktionen.

Doch nicht nur die Frauenrechtlerinnen, auch die heutige Frauenforschung klammert die Frage von den finanziellen Verhältnissen weitgehend aus, die Forscherinnen widmen sich lieber den »hehren Zielen« der Frauenbewegung, denn dem »schnöden Mammon«.³ Daß die finanziellen Rahmenbedingungen entscheidend zum Erfolg oder Mißerfolg frauenpolitischer Ziele beigetragen haben (und beitragen), wird außer acht gelassen und so ein wichtiger, grundlegender Blick auf die Bewegung verstellt.

Erst seit Beginn der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts begann in der neuen Frauenbewegung allmählich ein vorsichtiges Herantasten an das Thema »Frauen und Geld«. Der Widerspruch zwischen der politischen Theorie – die Forderung nach gerechter Entlohnung aller Frauenarbeit – und der eigenen Praxis – der weitgehend unbezahlt geleisteten Arbeit vieler Feministinnen in den von ihnen selbstorganisierten Projekten – wurde offenkundig und verlangte nach Auseinandersetzung. Die Forderung nach öffentlicher Bezuschussung der gesellschaftlich notwendigen Frauen(projekt)arbeit, die eine Bezahlung der Projektmitarbeiterinnen in Aussicht stellen würde, wurde zunächst nur sehr verhalten gestellt. Zu groß waren die Ängste, durch »Staatsknete« die Autonomie in bezug auf Inhalt und Organisation der Arbeit zu verlieren, »Autonomie und

3 In einem Sammelband über die Arbeit in Frauenprojekten hat sich Irene Stoehr in einem Artikel erstmals mit der Frage beschäftigt, welche Rolle Geld, Politik, Generation und Autorität in der alten Frauenbewegung spielten (vgl. Stoehr, 1993, S. 228 – 247).

gleichzeitig staatliche Finanzierung von Projekten erschien zumeist als ziemlich abwegiger Gedanke« (Carmon-Daiber/Heinisch/Kavemann, 1985, 143).

Es ist Zeit, mit diesen Vorstellungen zu brechen und das Thema »Frauen und Geld« zu enttabuisieren – auch in der Frauenbewegung. Denn, so fragt Uta Brandes, »gehört es nicht zu den gesellschaftlichen Emanzipations- und Widerstandsbewegungen der Frauen, sich (auch) von den historischen Klammern der ihnen zugemuteten häuslichen ›Geldwirtschaft«, dem Zwang zur Sparsamkeit und zum vorsichtigen Umgang mit Geld freizumachen?«⁴ (Brandes, 1988, 150)

Bei meiner Analyse der Finanzverhältnisse (Dölle, 1997) habe ich mich auf Teile der bürgerlichen Frauenbewegung⁵ konzentriert. Ich habe mich von der Grundthese leiten lassen, daß die finanziellen Verhältnisse als Spiegel für politische Prozesse zu nutzen sind, d. h. daß an ihnen politische Bedeutung, gesellschaftliche Einflußmöglichkeiten und interne Machtstrukturen der Bewegung deutlich werden können. Da sich die Frauenrechtlerinnen selbst über finanzielle Dinge nur selten explizit geäußert haben, existieren – zumindest auf den ersten Blick – kaum Materialien, die Auskunft über die finanzielle Basis der Bewegung geben könnten. Es galt von daher, völlig unterschiedliche Quellen (Vereinsakten, Biographien, Autobiographien, Statistiken, Zeitschriften etc.) heranzuziehen, um Anhaltspunkte für die Frage nach den wirtschaftlichen Verhältnissen zu gewinnen.

Zunächst habe ich die Finanzverhältnisse einzelner Frauenrechtlerinnen in den Mittelpunkt gestellt. Aus großbürgerlichen Familien stammend, waren sie durch den Familienverband (Eltern oder Ehemann) finanziell abgesichert. Die Frauenbewegung öffnete wohlhabenden Frauen wie z. B. Louise Otto, Alice Salomon, Dorothee von Velsen und Marie-Elisabeth Lüders einen neuen Wirkungskreis, dem sie ihre Zeit und Energie widmen konnten. Diejenigen, die wie Auguste Schmidt, Helene Lange, Gertrud Bäumer, Minna Cauer und Helene Stöcker ihren Lebensunterhalt selbst verdienen mußten, versuchten neben ihrer bezahlten Tätigkeit – z. B. als Lehrerin – noch genügend Zeit für die Bewegung aufzubringen.

- 4 Auf die Notwendigkeit, den Blick auch auf die finanziellen Rahmenbedingungen einer Bewegung zu richten und sie in engem Zusammenhang zu deren Erfolg oder Mißerfolg zu sehen, verweist auch Joachim Raschke. »Ohne Mobilisierung«, so formuliert er, »keine soziale Bewegung. ... Mobilisierung bedeutet die Aktivierung von Ressourcen zur Durchsetzung von Zielen«, wobei für ihn zwei Ressourcen von entscheidender Bedeutung sind: Menschen und Geld (Raschke, 1988, 187 sowie 189 – 190).
- 5 Die konfessionellen Vereine und Verbände lasse ich ebenso wie die proletarische bzw. sozialdemokratische Frauenbewegung außer acht, da sich ihre finanzielle Situation deutlich von der der »autonomen« unterscheidet und sie in ihrem jeweiligen Kontext zur Kirche, zur jüdischen Gemeinde bzw. zur Sozialdemokratischen Partei betrachtet werden muß. Zur Begriffsbestimmung greife ich die Definition von Ute Gerhard auf und bezeichne als Frauenbewegung »die Gesamtheit der Bestrebungen, die besonderen Interessen von Frauen zu vertreten mit dem Ziel, ihre Stellung in allen gesellschaftlichen Bereichen zu verbessern.« (Gerhard, 1994, 145).

Die Arbeit in und für die Bewegung wurde in der Regel nicht bezahlt, die meisten Frauenrechtlerinnen sahen es als ihre Aufgabe an, ehrenamtlich für die Allgemeinheit bzw. für die Sache der Frauen tätig zu sein. Nicht selten erforderte dies von den engagierten Frauen neben Zeit und Kraft auch zusätzlich noch den Einsatz ihrer eigenen Mittel, so u. a. für die Herausgabe von Zeitschriften und für Vortragsreisen.

Durch die Inflation im Jahr 1923 änderte sich diese Situation: Die Ersparnisse und kleinen Vermögen verloren an Wert, zur Sicherung ihres Lebensunterhalts mußten alle unverheirateten Frauen fortan einer bezahlten Tätigkeit nachgehen und konnten ihre Zeit nicht mehr unbegrenzt der Frauenbewegung bereitstellen. Der Rückgang frauenpolitischer Aktivitäten in der Weimarer Republik, der bisher insbesondere mit den politischen Veränderungen und dem Eintritt frauenpolitisch engagierter Frauen in die parlamentarische Arbeit begründet wurde, muß deshalb auch im Zusammenhang mit den veränderten finanziellen Verhältnissen der Protagonistinnen gesehen werden.

Wirklich vermögende Frauen bildeten in der Frauenbewegung die Ausnahme. Zu erwähnen ist hier zunächst die Berliner Unternehmerin Hedwig Heyl, die nicht nur Teile ihres eigenen Vermögens in den Dienst der Frauenbewegung stellte, sondern darüber hinaus auch sehr erfolgreich »Drittmittel« für frauenpolitische und soziale Belange einwarb. Des weiteren gehört zu diesen Frauen Lida Gustava Heymann, die ihr umfangreiches Vermögen in die Frauenbewegung investierte. Allerdings lag ihr Förderschwerpunkt auf Projekten des radikalen Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung (wie u. a. die Stimmrechtsbewegung). Die zentrale Stellung dieser Frauen in der Frauenbewegung wurde bisher jedoch einzig unter dem Aspekt ihres politischen Einflusses gewertet, ihre finanzielle Stärke dürfte aber von mindestens ebensolchem Gewicht gewesen sein.

Die Untersuchung der finanziellen Verhältnisse einzelner Frauenorganisationen ergab, daß die meisten nur über geringe Mittel verfügten, mit denen die Kassenwartinnen der Frauenvereine äußerst sparsam haushalten mußten. Undogmatische Finanzierungsstrategien waren in der Frauenbewegung eine Seltenheit, in der Regel beschränkten sich die Frauenrechtlerinnen auf das Einwerben von Spenden, auf Beitragserhebungen und den Verkauf ihrer Publikationen.

Vor allem die im allgemeinpolitischen Bereich arbeitenden Frauenvereine, wie z. B. der »Allgemeine Deutsche Frauenverein« (ADF) und der »Bund deutscher Frauenvereine« (BDF), litten unter erheblichen Finanzproblemen. Kaum in der Lage, Spenden in größerem Umfang einzuwerben, waren sie fast ausschließlich auf die Finanzkraft ihrer weitgehend finanzschwachen Mitglieder angewiesen.

Die Untersuchung der finanziellen Verhältnisse der Frauenorganisationen zeigt, daß die sozial bzw. karitativ ausgerichteten Verbände über erheblich höhere Finanzbudgets als die im politischen Bereich tätigen verfügten, da sie auch UnterstützerInnen aus

wohlhabenden Kreisen außerhalb ihrer Organisationen fanden. Insbesondere die »Vaterländischen Frauenvereine« verstanden es, finanzkräftige Persönlichkeiten für ihre Arbeit zu interessieren und sie zum Spenden für wohltätige Zwecke zu animieren. Je »unpolitischer« und konservativer eine Frauenorganisation auftrat, um so größer die Chance auf gute finanzielle Ausstattung.

Die Frauenbewegung baute verschiedene finanzielle Netzwerke auf. Mit Hilfe von Stiftungen wurden zum einen verdiente Frauenrechtlerinnen im Alter abgesichert: So wurde die »Marie-Stritt-Stiftung« ins Leben gerufen, um der langjährigen BDF-Vorsitzenden eine Grundsicherung zukommen zu lassen; die »Altershilfe der Frauenbewegung« gewährte durch einen Solidarfonds Unterstützungen an betagte Frauenrechtlerinnen. Zum anderen baute sie mehrere Studienstiftungen auf, um auch jüngere Frauen für die Bewegung zu interessieren bzw. zu gewinnen. Diese Stiftungen erbrachten damit Leistungen, die heute weitgehend von staatlicher oder kirchlicher Seite sowie von anderen gesellschaftlichen Einrichtungen übernommen werden.

Auf ein großes Vermögen konnte nur die »Ferdinand-und-Louise-Lenz-Stiftung« zurückgreifen, alle anderen Stiftungen mußten einen ständigen Kampf ums finanzielle Überleben führen. Sie versuchten deshalb, durch breit angelegte Kampagnen Unterstützerinnen aus den eigenen Reihen zu finden. Da das Stiftungskapital jedoch nicht in Immobilien, sondern ausschließlich in Wertpapieren und Sparbucheinlagen angelegt wurde, verlor es durch die Inflation in der Weimarer Republik erheblich an Wert. Für die Stiftungen bedeutete dies den weitgehenden Entzug der finanziellen Basis. Auch wenn einzelne Fonds, insbesondere die Studienstiftungen, versuchten, neues Stiftungskapital einzuwerben, gelang es ihnen nicht, wieder entscheidende Bedeutung zu erlangen.

Besonders interessant ist, daß eine der Studienstiftungen, die »Helene-Lange-Stiftung«, nach 1933 eine ganz neue Zielsetzung erhielt. Als die Organisationen der Frauenbewegung aufgelöst wurden bzw. sich selbst auflösten, entwickelte sich der Studienfonds zu einem neuen Dach der Frauenbewegung: Zum einen überwies einzelne Vereine ihr Restvermögen an die Stiftung, und zum anderen nutzten sie ihr finanzielles Netzwerk – soweit dies unter den politischen Bedingungen möglich war – zum Austausch, Knüpfen von Kontakten und für vereinzelte Aktivitäten.

»DIE FRUCHT DES MODERNEN EMANZIPATIONSGEDANKENS« – DIE BERLINER FRAUENBANK

Ein spektakuläres Finanzprojekt, das sich der Frauenbewegung verbunden fühlte, ist die 1910 in Berlin gegründete Frauenbank. Die Idee zur Gründung einer Bank, die von

Frauen geleitet und verwaltet wird und ausschließlich weiblichen Kundinnen zur Verfügung steht, entstand in Berlin im Jahre 1908. Obwohl in dieser Zeit zahlreiche Frauenvereine entstanden und mit ihren Forderungen an die Öffentlichkeit traten, war der Plan, ein eigenes Kreditinstitut aufzubauen, kühn, denn die meisten Frauenrechtlerinnen beschränkten sich auf die Betätigungsfelder Bildung und Wohlfahrtspflege. Die Bankfrauen aber wollten diesen »typisch weiblichen« Wirkungskreis sprengen, als Ziel formulierten sie »die Heranbildung geschäftstüchtiger, selbständiger Frauen, die erfolgreich ihren Besitz oder den Erlös ihrer Arbeit zu verwalten imstande sind« (Frauenkapital 1914, Nr. 1, 8). Ein solches Unternehmen stellte nicht nur innerhalb der Frauenbewegung, sondern auch im Bankgewerbe ein völlig neues Novum dar.⁶

Frauen waren im Bankgewerbe an der Wende zum 20. Jahrhundert noch kaum vertreten, im Jahre 1875 arbeitete nur jede 1053ste weibliche Angestellte im Bereich »Geld und Kredit«, 1907 jede 176ste (vgl. Lövinson, 1925, 9). Der Anteil der Frauen an den Angestellten insgesamt lag 1907 bei knapp 7 % (vgl. Hoffmann, 1985, 141). Mitte der zwanziger Jahre war ca. ein Fünftel der Bankangestellten weiblich, die meisten verrichteten jedoch allgemeine kaufmännische Bürotätigkeiten, nur selten waren sie für Bankgeschäfte verantwortlich. Leitende Positionen im Bankgeschäft waren und sind bis heute noch fast ausschließlich mit Männern besetzt, »Frauen, die Millionen (zu) verwalten« haben, sind, wie Marlene Kück schreibt, nur die berüchtigte »Stecknadel im Heuhaufen« (Kück, 1988, 49).

Die Vorbehalte gegen Frauen im Bankwesen erwiesen sich als sehr hartnäckig. So lehnte der »Deutsche Bankbeamten Verein« z. B. noch 1917 die Beschäftigung von Frauen kategorisch ab. Die sexistischen Argumente vom weiblichen Wesen, das für abstrakte Arbeit nicht taugte und der schwachen physischen Konstitution, die dem täglichen Bankgeschäft nicht standhalten würden, wurden wieder und wieder gegen die Frauen hervorgebracht. »Die Weiberwirtschaft einiger hiesiger Großbanken ist sehr zu verwerfen ... Damen passen überhaupt nicht in den Bankbetrieb oder sollten wenigstens nur in besonderen Räumen beschäftigt werden. ... Das weibliche Geschlecht untergräbt unseren Ruf vollstän-

6 Anders in Amerika. Dort hatte bereits einige Jahre zuvor eine Frauenbank ihre Pforten geöffnet. Das New Yorker Institut, mit einem Grundkapital von 20 Millionen Mark ausgestattet, wurde ausschließlich von Frauen geleitet. Die Vorsitzende der Bank, Sarah Dick, eine erfahrene Bankerin, hatte jahrelang als einzige weibliche Kassiererin in einer Bank der Vereinigten Staaten gearbeitet. Auch »das ganze Personal des neuen Kreditinstitutes wird weiblich sein; aber im Gegensatz zu den Frauenzeitschriften, die wenigstens als Abonnenten die Männer zulassen, wird diese Frauenbank Depots nur von Frauen entgegennehmen.« (Eine Frauenbank 1903, 22)

In den zwanziger Jahren eröffneten auch chinesische Frauenrechtlerinnen ein eigenes Kreditinstitut, die »Shanghai Women Commercial and Savingsbank«. Die Leiterin hatte in Amerika das Bankfach erlernt und dort bereits als Managerin in einer Großbank gearbeitet. Neben den normalen Bankgeschäften bot das Unternehmen die Möglichkeit zur Ausbildung von weiblichen Bankangestellten, um Nachwuchskräfte u. a. für weitere Frauenbanken heranzubilden. Über eine geringe Nachfrage konnten sich die Leiterinnen der Shanghaier Bank nicht beklagen, so daß sie hofften, daß die »Bankdirektorin und Kursmaklerin ... in China bald zu den Alltätigkeiten gehören« (Witkowski, 1924, 925) würden. Ein weiteres Unternehmen unter weiblicher Leitung hatte in Peking (vgl. Weibliche Bankiers 1924, 181) seine Pforten geöffnet.

dig« (Janberg, 1958, 46 – 47), so die Meinung aus Kreisen der männlichen Kollegenschaft. Auch der Börsenbesuch war Frauen bis zum Jahr 1921 nicht gestattet.⁷

Trotz dieser massiven Einschränkungen und Behinderungen in der Finanzwelt wagten sich einige Berlinerinnen in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts an das Unternehmen, eine eigene Bank aufzubauen. Mit Veranstaltungen, Konzerten und Festessen warben sie für ihr Vorhaben, und nach zweijähriger Vorbereitungszeit konnte die Bank 1910 ihren Geschäftsbetrieb aufnehmen. Unter dem Namen »Genossenschaftsbank selbständiger Frauen« – 1913 erfolgte die Umbenennung in »Frauenbank« – wurde sie in das Genossenschaftsregister aufgenommen.⁸

Die Gründerinnen der Frauenbank verfolgten den Plan, »ein Institut auf genossenschaftlicher Grundlage als Stütze und Hilfsquell für im Leben stehende Frauen« (Frauenkapital 1914, Nr. 2, 6) zu errichten. Daß sie die Form einer Genossenschaft wählten, ist nicht ungewöhnlich, existierten doch bereits vergleichbare Einrichtungen anderer Bewegungen.⁹ Als genossenschaftlich organisierte Einrichtung unterlag sie bestimmten Regeln.¹⁰ Dem Selbsthilfegedanken verpflichtet, durfte sie nur für ihre Mitglieder

7 Der ungehinderte Zugang zur Börse war Frauen noch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts möglich gewesen, doch mit der Errichtung der ersten öffentlichen Börse in Wien änderte sich die Situation. Der Absatz 4 des Wiener Börsenpatents aus dem Jahre 1771 stellte eindeutig fest: »Der Eintritt in die Börse wird ohne Unterschied des Standes allen denjenigen, welche daselbst Geschäfte haben können, gestattet, jedoch ist von solchen das weibliche Geschlecht ausgeschlossen« (zit. nach Essig, 1909, 77). Diese Beschränkung wurde durch das Reichsbörsengesetz vom 22. Juni 1896 weiter fortgeschrieben, Paragraph 7 untersagte Frauen – neben Personen, die nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte, wegen eines Bankrotts verurteilt waren oder sich im Zustand der Zahlungsunfähigkeit befanden – den Besuch der Börse.

8 Zeitgleich zur Frauenbankgründung eroberte erstmals eine Frau die Chefetage einer deutschen Bank. War »die Welt der Finanzen ... in Deutschland bisher ein den Frauen verschlossenes Gebiet« (Eine Dame als Bankdirektorin 1910, 160), so konnte nun FrL Emmeline Stegemann, die zur Direktorin des Vorschußvereins Schönlanke in der Provinz Posen gewählt wurde, beweisen, »daß die deutschen Frauen den Amerikanerinnen, von denen sich viele schon seit längerer Zeit auch im Bankfach betätigt haben, nicht nachstehen, sondern sich ebensogut wie diese zu Leiterinnen von Bankinstituten eignen« (ebenda).

9 Die ersten Genossenschaften waren bereits Mitte des 19. Jahrhunderts gegründet worden, wie 1848 die erste landwirtschaftliche von Raiffeisen und ein Jahr später eine erste gewerbliche von Schultze-Delitzsch (vgl. Raiffeisen, 1966; Schultze-Delitzsch, 1862). Mit diesen Spar- und Darlehenskassen entstanden die ersten auf Selbsthilfe aufgebauten Kreditgenossenschaften.

10 Das Genossenschaftsgesetz vom 1. Mai 1889 regelte die Grundlagen dafür. Es schrieb fest, daß eine Genossenschaft nicht als Gesellschaft im Sinne des bürgerlichen Rechts, sondern als Verein anzusehen ist. Ihr Zweck darf nicht auf das Erzielen von Gewinn ausgerichtet sein, sondern muß auf die Selbsthilfe der GenossenschaftlerInnen durch gegenseitige Förderung aufbauen. Deshalb stehen allen Mitgliedern einer Genossenschaft die gleichen Rechte zu; egal wieviel Anteile sie gezeichnet haben, sie verfügen über eine Stimme. Das höchste Selbstverwaltungsorgan ist die Generalversammlung (bei großen Genossenschaften die Vertreterversammlung), der alle Mitglieder angehören. Sie wählen den Vorstand, der aus mindestens zwei Personen bestehen muß und die Geschäfte führt. Ihm obliegt auch die Vertretung nach außen. Die Kontrolle und Revision liegt beim Aufsichtsrat (mindestens drei Personen), der die Tätigkeiten des Vorstandes überwacht. Zur Gründung einer Genossenschaft müssen mindestens sieben Personen zusammenkommen, eine Satzung vorliegen und die Vertretungsorgane gewählt werden. Die Eintragung erfolgt in das Genossenschaftsregister, alle Änderungen sind ihm anzuzeigen. Im Kreditwesen werden bis heute zwei Arten von Genossenschaften unterschieden, die gewerblichen (Volksbanken) und die ländlichen (Raiffeisenbanken) Kreditgenossenschaften. Beide durften zunächst ausschließlich für ihre Mitglieder tätig werden; erst eine gesetzliche Änderung aus dem Jahr 1973 ermöglichte auch Nichtmitgliedern, BankkundInnen zu werden. Im Konkursfall sieht das Genossenschaftsgesetz in der Regel eine Haftung aller Mitglieder vor; die Haftungshöhe kann unbeschränkt sein oder aber nur bis zu einer bestimmten Haftsumme erfolgen, die jedoch mindestens in Höhe der Geschäftsanteile liegen muß.

arbeiten. Alle Kundinnen mußten der »Genossenschaft selbständiger Frauen« beitreten, konnten dafür aber auch über alle Belange der Bank entscheiden. In der Generalversammlung verfügten alle Frauen, egal wieviel Anteile sie erworben hatten, über eine Stimme.

In der Literatur über das Genossenschaftswesen bzw. die Kreditgenossenschaften sowie in den einschlägigen Veröffentlichungen zum Thema »Frauen und Genossenschaften« findet die Frauenbank keine Erwähnung. Emmy Freundlich verweist zwar auf die Bedeutung der Arbeiter- und Gewerkschaftsbanken als »wertvolle Sammelstellen der kleinen Geldsummen« (Freundlich, 1928, 25), die von Frauen für Frauen organisierte Bank entsprach jedoch ebensowenig ihrer Vorstellung einer genossenschaftlichen Organisation als »erste(n) Keime einer neuen Welt« (ebenda, 25) wie die vielen zu Beginn des Jahrhunderts entstehenden Frauengenossenschaften, die sich beispielsweise zum Ziel gesetzt hatten, berufstätigen Frauen zu einer eigenen Wohnung zu verhelfen.

Die Ignoranz bestand aber auf beiden Seiten; auch die Frauenbank pflegte keinerlei Kontakte zu diesen auf genossenschaftlicher Grundlage arbeitenden Projekten. In der bankeigenen Zeitschrift findet sich weder eine Auseinandersetzung mit genossenschaftlichen Zielsetzungen noch eine Berichterstattung über einzelne Genossenschaften. Eine Erklärung dafür könnte sein, daß die Bankfrauen ihre genossenschaftliche Organisationsstruktur nicht aus politischer Überzeugung, sondern aus rein pragmatischen Gründen gewählt haben.

DER GESCHÄFTSBETRIEB DER FRAUENBANK

Die »Genossenschaftsbank selbständiger Frauen« wollte Frauen, die auf sich selbst gestellt waren und den Lebensunterhalt durch eigene Arbeit erwerben mußten, durch ihre Initiative unterstützen, da gerade diese bei der Beschaffung von finanziellen Mitteln größere Schwierigkeiten als ihre männlichen Kollegen hatten. Ihr Anspruch bestand deshalb darin, eine Bank zu errichten, »welche die Frauen wirtschaftlich zusammenfaßt, ihnen im Bedarfsfalle Kredit gegen Sicherheit gibt, sie veranlaßt, ihr Geld durch ihr eigenes Institut zu verwalten und sie lehrt, selbständig zu disponieren und ihre Geld- und Vermögensgeschäfte nicht lediglich durch die Hände der Männer gehen zu lassen« (Frauenkapital 1914, Nr. 2, 6). Deshalb nahm die Frauenbank z. B. Sparguthaben ihrer Kundinnen zur Verzinsung entgegen, ohne die Genehmigung des Ehemannes, der Eltern oder des Vormundes einzuholen. Sie versicherte ihnen, daß weder an Privatpersonen noch an Behörden Auskünfte über ihre Konten erteilt würden.

Die Berliner Bankfrauen wollten auf die Verhältnisse ihrer Kundinnen mehr Rücksicht nehmen als herkömmliche Banken und individueller beraten. Zunächst sollte die berufstätige, selbständige Frau als Kundin geworben werden, doch schnell weitete sich der Kundinnenkreis aus. »Wir suchen und finden eine begeisterte Anhängerschaft«, resümierte Erich Falk in der bankeigenen Zeitschrift 1914, »für unsere Bewegung unter den Damen der Aristokratie, in der höchsten Verwaltungswelt, unter den schaffenden Künstlerinnen, in der Hautefinance und in der Kaufmannswelt. Auch in den einfachsten Volkskreisen verlegen Frauen und Mädchen, wenn sie unsere Bestrebungen kennengelernt haben, sich geradezu mit Eifer und Begeisterung aufs Sparen, um durch Erwerb von Anteilen unserer Bank wirkliche Bausteine zu dem künftigen hohen Palast der Frauenbewegung beizutragen« (Frauenkapital 1914, Nr. 1, 2).

Nach eigenen Aussagen zählten bald Frauen aller Stände und politischen Strömungen zu den Kundinnen und damit auch zu den Mitgliedern der Genossenschaft. Um dem Rechnung zu tragen, erfolgte auf einer Generalversammlung der Beschluß, die Namensänderung von »Genossenschaftsbank selbständiger Frauen« in »Frauenbank« vorzunehmen. Da die Geschäftsakten der Bank nicht mehr vorhanden sind, ist es nicht möglich, heute ein genaues Bild der Kundinnenschaft zu zeichnen. Vermutlich waren es aber vor allem die kleinen Sparerinnen, die ihr Geld der Frauenbank anvertrauten, denn über eine große Kapitalkraft verfügten, wie sich später herausstellen wird, weder die Bank noch deren Mitglieder.

Frauen strebten eine Mitgliedschaft aber nicht nur an, um die Dienste der Bank in Anspruch nehmen zu können (Kredite, Hypotheken, Beratung etc.), sondern auch, um ein Unternehmen der Frauenbewegung zu unterstützen. Ein Genossenschaftsanteil konnte mit 100 Mark erworben werden, eine Ratenzahlung war dabei möglich. Eine Einzelperson durfte nicht mehr als 1.000 Anteile kaufen, am Geschäftsgewinn wurden die Genossenschaftlerinnen beteiligt.¹¹

1914 waren bereits 1.500 Genossenschaftsanteile verkauft, und mehr als sechzig weibliche und männliche Angestellte konnten die Kundinnen beraten. Diese hohe Angestelltenzahl erklärt sich damit, daß noch fast alle Tätigkeiten manuell ausgeführt werden mußten, die arbeiterleichternden Rechen- und Buchungsmaschinen fanden nur sehr langsam Einzug in den Bankbetrieb. Die Frauenbank hatte ihren Sitz in Wilmersdorf bei Berlin. Aufgrund des großen Zuspruchs seitens der Kundinnen mußte das Unternehmen mehrfach umziehen.

Zunächst arbeitete die Frauenbank ausschließlich mit Geld, das ihr privat zur Verfügung gestellt wurde. Um aber über neue weitere Mittel verfügen zu können, suchte sie

11 1912 betrug die Dividende nach eigenen Angaben 5 % (vgl. Frauenkapital 1914, Nr. 2, 6).

Anschluß an einige Großbanken. 1914 hatte sie – nach eigenen Angaben – einen Teil dieser Bankverbindlichkeiten bereits wieder abgelöst und hoffte, in absehbarer Zeit völlig unabhängig zu werden und auf eigenen finanziellen Füßen zu stehen.

»Die Bank der Frauen (ist) eine soziale Notwendigkeit« (Frauenkapital 1914, Nr. 2, 7) geworden und fand auch in Bankkreisen erste Zustimmung. Nach Einschätzung einer Fachzeitschrift war sie »die Frucht des modernen Emanzipations-Gedankens; die Selbständigmachung der Frau sollte hier statt von der sozialen und allgemein-wirtschaftlichen Seite hier einmal mehr unter rein finanziellen Gesichtspunkten versucht werden. Das ist ein Ziel, das sich bisher noch keine Genossenschaft, ja überhaupt noch keine Bank gesetzt hat, und deshalb erscheint die Frauenbank, von fern gesehen, wie eine ganz originale Schöpfung und gewissermaßen wie eine Klasse für sich« (Die Bank 1915, II. Quartal, 486).

Für die Betreuung der Kundinnen wurden verschiedene Abteilungen eingerichtet: Hypotheken, Hausverwaltungen, Kredit, Effekten, Treuhand, Vermögensverwaltungen, juristische und Auskunftsabteilung. Neben der Beratung und Betreuung in Geldgeschäften nahm die kostenlose Rechtsberatung einen großen Raum ein. Darüber hinaus wurden in regelmäßigen Abständen Vorträge bzw. Abendvorlesungen in der Frauenbank veranstaltet, neben wirtschaftswissenschaftlichen und finanziellen Fragen ging es dabei um politische und kulturelle Themen.

Daß das Engagement der Bankfrauen weit über das anderer Kreditinstitute hinausging, belegt auch die Herausgabe einer eigenen Zeitschrift. Im bankeigenen Verlag erschien über einen Zeitraum von eineinhalb Jahren die Zeitschrift »Frauenkapital – eine werdende Macht« mit dem Untertitel »Wochenschrift für Volkswirtschaft, Frauenbewegung und Kultur«. Der Titel war Programm, sie verstand sich weder als Konkurrenz zu den bestehenden Börsen- noch als Alternative zu den zahllosen Frauenzeitschriften. Die HerausgeberInnen Marie Raschke, Emma Stropp und Erich Falk schufen ein überparteiliches Blatt, mit dem sie unter den Frauen für ihre Ziele werben wollten.

DIE »BANKERINNEN«

Die Geschäftsleitung lag ausschließlich in weiblicher Hand, in den einzelnen Abteilungen arbeiteten aber auch Männer mit. Welche Tätigkeiten hauptsächlich von männlichen Kollegen ausgeführt wurden, kann nicht nachgezeichnet werden. Zu vermuten ist aber, daß auch in der Frauenbank die »klassische« Arbeitsteilung im Bankgewerbe griff, d. h. daß die männlichen Angestellten stärker im banktechnischen Bereich arbeiteten und die Frauen eher allgemeine kaufmännische Tätigkeiten verrichteten. An exponier-

ter Stelle aber waren außer Erich Falk, dem Mitherausgeber der Zeitschrift, keine Männer in dem Unternehmen zu finden. Daß Männer überhaupt in einem Frauenunternehmen mitarbeiteten, stellte zu der damaligen Zeit keine Besonderheit dar, der Männerausschluß wurde in der alten Frauenbewegung nicht mit der Vehemenz wie in der neuen vertreten. Nur wenige Frauenorganisationen sprachen ein explizites Männerverbot aus, und auch in vielen Zeitschriften der Frauenbewegung waren Beiträge von männlichen Autoren eine Selbstverständlichkeit. Die Frauenbank thematisierte diese männliche Mitarbeit ebensowenig wie andere frauenbewegte Einrichtungen, verwies aber stets in der Öffentlichkeit auf das Novum der rein weiblichen Geschäftsleitung.

Anni von Wunsch und Anni Hoffmann leiteten die Bank, Aufsichtsratsvorsitzende war zunächst Lili von Basewitz, später übernahm Marie Raschke ihre Position. Inwieweit eine der Bankfrauen über eine einschlägige Ausbildung verfügte und/oder bereits früher im Bankgewerbe tätig war – eine der Voraussetzungen, die heute bei einer Bankgründung erfüllt sein muß –, ist nicht bekannt, da weder über die beiden Leiterinnen noch über die erste Aufsichtsratsvorsitzende biographische Angaben vorliegen.

Die heute bekannteste unter den Bankfrauen ist die Aufsichtsratsvorsitzende und Mitherausgeberin der Zeitschrift Marie Raschke. 1850 geboren, kam sie Ende der siebziger Jahre nach Berlin, um sich dort auf das Lehrerinnen-Examen vorzubereiten. Nach bestandener Prüfung arbeitete sie als Lehrerin und schloß sich der bürgerlichen Frauenbewegung an. Sie arbeitete in verschiedenen Studentinnen- und Lehrerinnenvereinen mit (u. a. in dem »Verein Studierender Frauen« und dem »Verein Berliner Volksschullehrerinnen«) und trat dem »Verein Frauenwohl-Berlin« bei, in dessen Vorstand sie 1898 gewählt wurde.

Ihr Hauptinteresse galt Fragen der rechtlichen Gleichstellung der Frau. Sie gehörte in den 90er Jahren zu jenen Frauen, die sich bei der Neufassung des Bürgerlichen Gesetzbuchs aktiv in die Diskussion einmischten (vgl. Raschke/Proelß, 1895; auch Stritt, 1898; Gerhard, 1984; Gerhard, 1990). Sie engagierte sich u. a. auch in der Rechtskommission des »Bundes Deutscher Frauenvereine« (1898), redigierte Rechtszeitschriften und gab eine Vielzahl von Broschüren und Artikeln (siehe Berneike, 1995; Geisel, 1995; Geisel, 1997) heraus.

Um ihre Rechtskenntnisse zu vertiefen, begann sie in Berlin 1896 ein Studium der Rechtswissenschaften, das sie 1899 in Bern mit dem Doktor jur. abschloß. Ihre dort erworbenen juristischen Kenntnisse erwiesen sich für das spätere Unternehmen »Frauenbank« als von zentraler Bedeutung, als Leiterin der juristischen Abteilung der Zeitschrift »Frauenkapital« klärte sie die Kundinnen regelmäßig über rechtliche Probleme auf. Als Begründerin und Leiterin der »Zentralstelle für Rechtsschutz der Frau« (siehe Schade, 1989; Schade, 1994; Geisel, 1997) in Berlin war sie mit rechtlichen Problemen

der Frauen bestens vertraut, von 1907 bis 1912 betreute sie auch die »Rechtsauskunft für die Frau« des »Berliner Lokalanzeigers« (Kado, 1930, 40). Die Juristin starb kurz vor ihrem 85. Geburtstag (1935) in Berlin.

DIE FRAUENBANK – STIEFSCHWESTER DER FRAUENBEWEGUNG?

Die Frauenbank begriff sich selbst als eine Einrichtung der Frauenbewegung. Keiner der verschiedenen Richtungen der Bewegung verpflichtet, wollte sie »überparteilich« im Interesse der Frauen wirken. Sie verfolgte die Stärkung der Kapitalkraft der Frauen und strebte deshalb den Zusammenschluß aller Frauen und Frauenvereinigungen mit der Bank an. Nach eigenen Angaben hatten sich ihr bereits einige Frauenorganisationen angeschlossen. Welche dies tatsächlich taten und ihr Konto zur Frauenbank verlegten, ist nicht mehr nachzuvollziehen, in den zugänglichen Unterlagen einzelner Vereine taucht die Bankverbindung »Frauenbank« jedoch nicht auf.

Allerdings sagten viele Vertreterinnen der bürgerlichen Frauenbewegung dem Institut ihre Mitarbeit zu und traten als Unterstützerinnen bzw. Autorinnen der Zeitschrift auf. Bei den Bankfrauen dürfte Marie Raschke die Verbindung zur Frauenbewegung hergestellt haben, sie ist die einzige, die in Frauenvereinen organisiert war und aktiv mitarbeitete.

Um Projekte der Frauenbewegung voranzutreiben, stellte ihnen die Bank Mittel zur Verfügung. Daß es sich hierbei eher um die Unterstützung von Wohlfahrtseinrichtungen denn um die radikaler Frauenpolitik handelte, machten die Bankfrauen unmißverständlich deutlich: »Die Mittel ... sollen nämlich keineswegs zum Ankauf von Suffragettenbomben dienen, sondern sie sind bestimmt, eminent wichtige Arbeit zu leisten. Wir wollen in dieser Beziehung verraten, ... daß die Frauenbank u. a. daran arbeitet, in Deutschland eine Mutterschafts-Versicherung auf die Füße zu stellen, und daß andere großzügige Projekte in Verbindung mit dem Staat und den Kommunen geplant sind, durch welche praktische positive Arbeit für das Wohl der Frauen und den Fortschritt kultureller Frauenbewegung geleistet werden soll« (Frauenkapital 1914, Nr. 4, 3). Diese Mittel wurden nicht verschenkt, sondern unter den normalen Bedingungen vergeben, »es findet also nicht etwa eine Verpulverung des Geldes auf Nimmerwiedersehen statt« (Frauenkapital 1914, Nr. 4, 3).

Die Bankfrauen versuchten, Kontakt zu einzelnen Frauenvereinen aufzunehmen, ein Informationsblatt der Bank wurde deshalb verschiedenen Frauenzeitungen beigelegt. Erstaunlicherweise sind kaum Reaktionen und Einschätzungen von Frauenrechtlerinnen und Frauenvereinen über die Bank zu finden: In ihren Zeitungen und sonstigen

Veröffentlichungen tauchen keinerlei Hinweise auf Unterstützungsmaßnahmen für das Unternehmen auf. Nur vereinzelt sind Werbeanzeigen (u. a. Was die Frau von Berlin wissen muß, 1913) zu finden, und lediglich in wenigen Publikationsorganen der Frauenbewegung wurde kurz über den neuen Geschäftsbetrieb berichtet.

Dies stimmt skeptisch und legt die Vermutung nahe, daß die Akzeptanz innerhalb der bürgerlichen Frauenbewegung – für die sozialistische dürfte ein solches Unternehmen insgesamt indiskutabel gewesen sein – nicht groß war. Ihr Ziel, als Hausbank aller Frauen – vom Dienstmädchen bis zur Unternehmerin – und aller Frauenvereine zu fungieren, war zu hoch gesteckt, die Differenzen der Vereine und Unterschiede zwischen den Frauen zu groß, als daß ein Zusammenschluß aller auf wirtschaftlicher Ebene möglich gewesen wäre.

Die Geschäftsentwicklung in den ersten Jahren stimmte die Bankfrauen optimistisch und ließ sie hoffen, daß sich ihr Unternehmen zu einem Machtfaktor im Wirtschaftsleben entwickeln würde. Allerdings waren sie sich auch bewußt, daß nicht alle Frauen von der Notwendigkeit und Bedeutung eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses zu überzeugen wären. Doch sie sahen weit in die Zukunft und betonten, daß sich die Frauen und vor allem die Frauenbewegung nicht nur ihrer politischen, sondern auch ihrer ökonomischen Macht bewußt werden müßten. »Die Kapitalien der Frauen und Frauenvereinigungen würden, wenn dieser Zusammenschluß erreicht ist, alsdann den in der Frauenbank vereinigten Frauen Nutzen bringen. Auf dem Fundamente der vereinigten Millionen oder gar Milliarden fußend, würden sie durch ihre Bank die Großmacht sein, die ihren Bestrebungen Nachdruck verleiht« (Frauenkapital 1914, 7). Um diesem Ziel nicht nur national, sondern auch international näherzukommen, initiierten die Berliner Bankfrauen ein Komitee zur Vorbereitung einer holländischen Frauenbank und hofften, es würde in anderen Ländern ebenfalls zu vergleichbaren Initiativen kommen.

In aktuelle Auseinandersetzungen griffen sie nicht ein, vom politischen Tagesgeschehen hielten sie sich – zumindest bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs – fern. Obwohl sie sich keinem Flügel der Frauenbewegung verschrieben hatten, sympathisierten sie eher mit Positionen des gemäßigten Flügels der bürgerlichen Frauenbewegung als mit denen der radikalen Frauenrechtlerinnen. 1914 stimmten die Bankfrauen ebenso wie der überwiegende Teil der deutschen Frauenbewegung in die allgemeine Kriegseuphorie ein und boten ihre Hilfe an: Ihre Zeitschrift widmeten sie ganz dem Kriegsgeschehen, die Bank beteiligte sich am »Nationalen Frauendienst«, leistete finanzielle Hilfe für das Kriegsgeschehen und richtete eine Kriegsschreibstube ein.

Frauen wie Anita Augspurg und Lida Gustava Heymann, die als erklärte Pazifistinnen nicht bereit waren, »Arbeit für direkte Kriegszwecke« (Lida Gustava Heymann, in Zusam-

menarbeit mit Anita Augspurg, 1977, 121) zu leisten, dürften der Frauenbank und ihrer Zeitschrift sofort bei Beginn des Krieges ihre Bereitschaft zur weiteren Unterstützung entzogen haben. Da das Titelblatt, das bisher über den Kreis der Mitarbeiterinnen und Sympathisantinnen informierte, insgesamt zugunsten eines Kriegsaufrufes ausgetauscht wurde, ist letztlich nicht zu belegen, ob sich weitere Frauen von den kriegsunterstützenden Aktivitäten des Unternehmens distanziert haben. Zu vermuten ist jedoch, daß aufgrund der breiten Kriegsbegeisterung und -unterstützung der deutschen Frauen und großer Teile der Frauenbewegung die kriegsunterstützenden Aktivitäten der Zeitschrift bzw. der Frauenbank mitgetragen wurden.

DAS SCHEITERN DER BANK

Das Jahr 1915 stellte das Kreditinstitut auf eine harte Bewährungsprobe. Zu den negativen Auswirkungen des Krieges auf die Geschäfte der Bank kamen noch interne Schwierigkeiten. Bereits seit einiger Zeit wurden vermehrt Stimmen laut, die die Geschäftsmethoden der Einrichtung kritisierten: insbesondere wurden zu hohe Ausgaben für Propagandatätigkeiten, »fehlende Geschäftsgewandtheit und Geschäftskennntnis«, »riskante Geschäfte im Berliner Immobilienmarkt«, unkorrekte Geschäftsakten und überhöhte Bezüge der Vorstandsmitglieder bemängelt (Frauenbank 1914, 2. Beiblatt).

Daß das Projekt unter erheblichem Erfolgsdruck stand und ein mögliches Scheitern der Frauenbewegung insgesamt angelastet bzw. als Beweis für die Unfähigkeit der Frauen auf wirtschaftlichem Gebiet betrachtet werden würde, hatte Marie Raschke bereits auf einer öffentlichen Versammlung prophezeit: »Die in die Herrschaft des Kapitalismus geschlagene Bresche darf nicht wieder geschlossen, sondern muß ausgebaut werden, um die Frauenbank zu einem den Männer-Großbanken gleichwertigen Unternehmen zu machen. Blieben wir auch nur auf halbem Wege zu diesem Ziel stehen, so würde dies vielfach schadenfroh als Beweis genommen für das mangelnde Vertrauen der Frauen zu der kaufmännischen Befähigung, Schaffenskraft und Intelligenz ihrer eigenen Geschlechtsgenossinnen, und Frauenkraft und Frauenintelligenz würden von neuem als minderwertig gelten.« (Frauenkapital 1914, Nr. 2, 7)

Ihre Befürchtungen bewahrheiteten sich, vor allem in der antifeministischen Presse hagelte es Artikel über die angeblich unseriösen Geschäftsmethoden des Kreditinstituts. Bereits seit den ersten Jahren des Bestehens der Frauenbank wurde in dem »Monatsblatt des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation« vor diesem »Bau der Weiberwirtschaft« (Monatsblatt des Bundes gegen die Frauenemanzipation 1913, Nr. 11, 101) gewarnt, da ein solches Unternehmen Kindern und Frauen eine wirt-

schaftliche Autonomie verschaffe, die letztlich zur Auflösung der deutschen Familie führe. An anderer Stelle sprach der Bund die Befürchtung aus, daß es sich nicht um eine harmlose Betätigung von Frauen im Bankgeschäft handele, sondern daß diese Frauen die Herrschaft über das Kapital anstreben und somit die Weltherrschaft an sich reißen wollten (Monatsblatt des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation 1914, Nr. 4, 39).

Darüber hinaus wurden grundsätzliche Zweifel an der Befähigung von Frauen in Geldangelegenheiten ausgesprochen. Doch selbst in Bankkreisen wurde eingestanden, daß »man auch nicht berechtigt (ist), den Fall Frauenbank als Kronzeugen für die Unfähigkeit der Frau zur Vermögensverwaltung heranzuziehen, oder gar den Bankrott der ganzen Frauenbewegung daraus abzuleiten« (Die Bank 1915, I. Quartal, 487). Die »Banker« sahen das Scheitern eher grundsätzlich in der Struktur und den ihrer Meinung nach bestehenden Mängeln des Genossenschaftswesens begründet und reihten die Schließung der Frauenbank in die unzähliger weiterer Genossenschaftsbanken ein. Als zentrales Problem führten sie die mangelnde Kontrolle an: Eine nur alle zwei Jahre stattfindende Revision, wie sie das Genossenschaftsgesetz vorsieht, hielten sie im Kreditwesen für völlig unzureichend.

Als weitere grundsätzliche Schwierigkeit, mit der alle Genossenschaftsbanken zu kämpfen haben, wurde das Mitbestimmungsrecht der Genossenschaftsmitglieder angeführt. In der Generalversammlung werden die grundlegenden Entscheidungen von allen GenossInnen getroffen. Da sie jedoch Laien im Finanzgeschäft sind, können sie die Folgen ihrer Entscheidungen oft nicht übersehen bzw. einschätzen. Gerade für die Frauenbank, so die Argumentation, erweise sich das genossenschaftliche Prinzip »alle für einen, einer für alle« als sehr problematisch, da ein »groteskes Mißverhältnis zwischen der Unerfahrenheit der Mitglieder in Geldsachen und den Anforderungen, welche das Genossenschaftsgesetz an das kaufmännische Verständnis stellt« (Die Bank 1915, I. Quartal, 487) bestand. Die Ursachen für die »Frauenbank-Tragödie« wurden in Bankkreisen deshalb nicht als individuelles Versagen gewertet, sondern in der grundsätzlichen Struktur begründet gesehen; sie forderten deshalb nachdrücklich eine Reform des Genossenschaftswesens.

Von anderer Seite wurde den Bankerinnen »dilettantische« Leitung, »schlechte Kontrolle«, »Mißwirtschaft der schlimmsten Art«, »Bilanzverschönerung« und Übernahme »fauler Aktiva« durch eine Tochtergesellschaft vorgeworfen (Die Bank 1915, I. Quartal, 486). Inwieweit diese Vorwürfe gerechtfertigt sind, ist im einzelnen heute schwer nachzuvollziehen, da die Geschäftsakten der Bank nicht mehr vorliegen. Die wenigen Aussagen aus der einschlägigen Fachwelt erhellen den Hintergrund ebensowenig wie die Artikel aus der antifeministischen Presse.

Sicher belegt ist nur, daß die Frauenbank im Oktober 1914 ihre Zahlungsunfähigkeit erklären mußte und eine Geschäftsaufsicht über sie verhängt wurde. Im Mai 1915 erging im Auftrag einiger Mitglieder eine Einladung zur Aussprache (Der Zusammenbruch der Bank 1915). Auf der gutbesuchten Versammlung wurde zunächst ein umfangreicher Bericht erstattet. Angeblich waren zu diesem Zeitpunkt keine freien, d. h. nicht verpfändeten Vermögenswerte mehr vorhanden. Um das Grundkapital der Bank zu erhöhen, wollte der Aufsichtsrat bei der nächsten Generalversammlung die Erhöhung der Geschäftsanteile um 200 Mark – und damit die Verdreifachung des Kapitals – erreichen sowie eine Erhöhung der Haftungssumme fordern. Ob dazu alle Mitglieder in der Lage gewesen wären, bleibt zweifelhaft.

Alle Versuche, den finanziellen Zusammenbruch der Frauenbank aufzuhalten, scheiterten, und am 3. November 1915 mußte das Konkursverfahren eröffnet werden. Nach der ersten Gläubigerversammlung belief sich die Verschuldung auf ca. 550.000 Mark, der Haftungssummen von knapp 400.000 Mark gegenüberstanden (Die Bank 1915, III. Quartal, 1142). Die Haftungssummen gingen jedoch nur zögerlich ein, nach ca. sechs Monaten waren erst 12.600 Mark eingezahlt, und 1916 mußte die Frauenbank ihre Geschäftsaktivitäten endgültig einstellen. Damit war das Unternehmen Frauenbank gescheitert.

Im Mai 1918 begann das Gerichtsverfahren gegen die Bankfrauen. Hauptangeklagte war die Leiterin Anni Hoffmann, ihr wurde betrügerischer Bankrott, genossenschaftliche Untreue sowie Vergehen gegen das Depot- und Genossenschaftsgesetz vorgeworfen. Ebenfalls unter Anklage standen Anni von Wunsch vom Vorstand und die Aufsichtsratsvorsitzende Lili von Basewitz. Da weder die Prozeßakten noch das Gerichtsurteil bekannt sind, bleibt unklar, inwieweit sich die Pionierinnen unlauterer Geschäftsmethoden bedienten und damit selbst zum Scheitern des Unternehmens beigetragen haben.

Hohe Erwartungen waren sowohl von den Kundinnen als auch von den Bankfrauen selbst an das Unternehmen geknüpft worden, ein »anderer«, ein »weiblicher« Umgang mit Geld sollte zum Tragen kommen. Ob diese Ansprüche einzuhalten waren, bleibt fraglich, der Geld- und Kreditmarkt setzte enge Grenzen, ohne Sicherheiten konnte z. B. auch eine Frauenbank kein Geld verleihen. Auch der Zeitpunkt kurz vor Beginn des Ersten Weltkriegs war für das neue und sicherlich auch mutige Unternehmen nicht günstig. Das Kreditwesen brachte ihm zwar ein gewisses Wohlwollen entgegen, wirkliche Unterstützung erfuhr es aber nur von einzelnen Persönlichkeiten. Die Leiterinnen selbst hatten keinen intensiven Kontakt zur Bankwelt aufgebaut, so daß von dort keine umfassende Unterstützung zu erwarten war.

Auch die Genossenschaftsbewegung blieb den Bankfrauen letztendlich fremd und verschlossen, durch den rein pragmatischen Umgang mit ihrer genossenschaftlichen

Organisationsform fanden sie auch dort keinen Rückhalt. Die Frauenbewegung identifizierte sich ebenfalls nicht oder nur wenig mit dem Unternehmen. Finanzkräftige Frauenrechtlerinnen scheinen keinen Kontakt mit den Bankerinnen gepflegt zu haben und umgekehrt auch die Bankerinnen keinen mit vermögenden Frauen.

Der Kundinnenkreis setzte sich hauptsächlich aus kleinen Sparerinnen zusammen. Der Bank standen damit nur geringe finanzielle Mittel zur Verfügung, die für das langfristige Überleben eines Kreditinstituts nicht ausreichend sind. Inwieweit die Unternehmerinnen durch Unwissenheit und eventuell auch Mißwirtschaft selbst zum Scheitern beigetragen haben, bleibt unklar. Vielschichtig sind die Gründe, die das Pionierinnenprojekt in den Ruin stürzen ließen, weibliche Armut, Unerfahrenheit und evtl. auch Fehlverhalten der Unternehmerinnen stehen auf der einen Seite, männliche Seilschaften und damit fehlender Lobbyismus sicherlich auf der anderen.

Vielleicht hätte ein Unternehmen Frauenbank heute mehr Überlebenschancen. Die Amerikanerinnen haben seit Mitte der 70er Jahre mehrere feministische Kreditgenossenschaften aufgebaut (z. B. in New York 1975 die »First Women's Bank«, die »Massachusetts Feminist Federal Union« und die »Feminist Credit Union« in San Francisco), und in Bahrain existiert ebenso wie in Pakistan (»First Woman Bank«) ein Kreditinstitut unter weiblicher Führung. In Europa wird derzeit von schwedischen Bankerinnen ein entsprechendes Projekt, die »Första Kvinnobanken«, geplant, und auch ein internationales Kontaktnetz von Bankfrauen (»Woman World Banking«) ist, wie die taz im März 1996 meldete, bereits im Entstehen begriffen. In Deutschland aber muß nicht nur der Grundstein für ein Kreditinstitut von und für Frauen noch gelegt werden, sondern auch die Erkenntnis über die Notwendigkeit eines solchen Unternehmens in den Reihen der heutigen Frauenbewegung noch reifen.

LITERATUR

Frauenkapital – eine werdende Macht. Wochenschrift für Volkswirtschaft, Frauenbewegung und Kultur, Schriftleitung: Erich Falk, Marie Raschke, Emma Stropp, Berlin, Jg. 1914, Nr. 1 vom 18. Januar 1914 – Jg. 1915, Nr. 25 vom 1. August 1915.

Die Bank – Monatsheft für Finanz- und Bankwesen, Jg. 1915, I., II., III. Quartal, Jg. 1916, I. Quartal.

Monatsblatt des Deutschen Bundes gegen die Frauenemanzipation, Jg. 1914, 1915 und 1918.

Bajohr, Stefan, 1979: *Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914 bis 1945*, Marburg.

- Berneike, Christiane, 1995: *Die Frauenfrage ist Rechtsfrage. Die Juristinnen in der deutschen Frauenbewegung und das bürgerliche Gesetzbuch*, Baden-Baden.
- Brandes, Ute, 1988: Die Angst der Frauen, Lust am Geld zu haben. In: Kück, Marlene (Hrsg.): *Der unwiderstehliche Charme des Geldes. Vom Umgang mit Geld aus der Sicht von Frauen*, Reinbek/Hamburg.
- Carmon-Daiber, Birgit/Heinisch, Heidi/Kavemann, Barbara, 1985: Geld pflastert unseren Weg ... Drei Jahre Goldrausch-Frauenetzwerk Berlin e.V. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Hrsg. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V., Köln, 8. Jg. 1985, H. 15/16: Geld oder Leben.
- Der Zusammenbruch der Bank, 1915: In: *Berliner Lokalanzeiger* vom 2. Mai 1915; Der Zusammenbruch der Bank, in: *Berliner Tageblatt* vom 2. Mai 1915.
- Die 400 reichsten Deutschen, 1992 und 1993, Teil 1 und 2, in: *Forbes*, Dezember 1992 und Juli 1993.
- Dittmar, Louise, 1978: zit. nach: Möhrmann, Renate (Hrsg.): *Frauenemanzipation im deutschen Vormärz. Texte und Dokumente*, Stuttgart.
- Dölle, Gilla, 1997: *Die (un)heimliche Macht des Geldes. Finanzierungsstrategien der bürgerlichen Frauenbewegung in Deutschland zwischen 1865 und 1933*, Frankfurt a. M.
- Dokumentationsgruppe der Sommeruniversität (Hrsg.), 1978: *Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte*, Beiträge zur 2. Berliner Sommeruniversität für Frauen – Oktober 1977, Berlin.
- Eine Dame als Bankdirektorin, 1910: In: *Die Welt der Frau*, 1910, 160.
- Eine Frauenbank, 1903: In: *Frauen-Rundschau*, Heft 1 (1903), 22.
- Essig, Olga, 1909: Frauen an der Börse. In: *Die Frauenbewegung*, 15. Jg., Nr. 10 vom 15. Mai 1909.
- Frauenbank, 1914: In: *Handels-Zeitung des Berliner Tageblatts*, Nr. 93 vom 20. Februar 1914 (Abend).
- Freundlich, Emmy, 1928: *Wege zur Gemeinwirtschaft*, Wien.
- Frevert, Ute, 1977: *Emanzipation und Berufstätigkeit. Das Beispiel der weiblichen Angestellten und ihrer Organisation in der Weimarer Republik* (unveröffentlichte Hausarbeit), Bielefeld.
- Geisel, Beatrix, 1995: Radikalität und Recht. Wo und warum sich die Geister schieden. In: *Ariadne. Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung*, H. 28, November 1995, 56 – 61.
- Geisel, Beatrix, 1997: *Recht, Klasse, Geschlecht. Vergleichende sozialhistorische Untersuchung der Rechtsberatungspraxis von Frauen- und Arbeiterbewegung (1894 – 1933)*, Baden-Baden.

- Gerhard, Ute, 1984: »Bis an die Wurzeln des Übels«. Rechtskämpfe und Rechtskritik der Radikalen, in: *Feministische Studien*, 3. Jg., Mai 1984, Nr. 1, 77 – 97.
- Gerhard, Ute, 1990: *Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht*, München.
- Gerhard, Ute, 1994: Frauenbewegung als soziale Bewegung. In: Senatskommission für Frauenforschung der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Hrsg.): *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland: Bestandsaufnahme und forschungspolitische Konsequenzen*, Berlin.
- Göricke, Ketti, 1909: Frauen an der Börse. In: *Die Frauenbewegung*, 15. Jg., Nr. 6 vom 15. März 1909.
- Heymann, Lida Gustava in Zusammenarbeit mit Anita Augspurg, 1977: *Erlebtes – Erschautes. Deutsche Frauen kämpfen für Freiheit, Recht und Frieden. 1850 – 1940*, Hrsg. von Margrit Twellmann, Meisenheim/Glan.
- Hoffmann, Ute, 1985: Die wundervolle Schreibmaschine. Frauenarbeit in der Bank bis 1933. In: Hoffmann, Ute (Hrsg.): *Zur Geschichte der Bankangestellten*. München, 131 – 183.
- Janberg, Hans, 1958: *Die Bankangestellten. Eine soziologische Studie*, Wiesbaden.
- Jungblut, Michael, 1973: *Die Reichen und die Superreichen in Deutschland*, Reinbek/Hamburg.
- Kado, Maria, 1930: Zum 80. Geburtstag von Dr. jur. Marie Raschke, in: *ADLV – Deutsche Lehrerinnenzeitung*, 47. Jg., Nr. 4.
- Kück, Marlene (Hrsg.), 1988: *Der unwiderstehliche Charme des Geldes. Vom Umgang mit Geld aus der Sicht von Frauen*, Reinbek/Hamburg.
- Krelle, Wilhelm/Schunk, Johann/Siebke, Jürgen, 1968: *Überbetriebliche Ertragsbeteiligung der Arbeitnehmer. Mit einer Untersuchung über die Vermögensstruktur der Bundesrepublik Deutschland*, Tübingen.
- Lövinson, Käthe, 1925: *Frauenarbeit in Bankbetrieben*, Inaugural-Dissertation, Würzburg.
- Meyer, Oscar, 1922: Die Zulassung der Frauen zum Börsenbesuch. In: *Deutsche Wirtschafts-Zeitung*, 18. Jg., Nr. 9/10, Mai 1922.
- Otto-Peters, Louise, 1866: *Das Recht der Frauen auf Erwerb. Blicke auf das Frauenleben der Gegenwart*, Hamburg.
- Petition des Deutschen Vereins für Frauenstimmrecht an den Reichstag, Zulassung der Frauen an der Börse betreffend, 1904: In: *Parlamentarische Angelegenheiten. Beilage der Frauenbewegung*, Nr. 1 vom 1. Januar 1904.
- Raiffeisen, Friedrich Wilhelm, 1966: *Die Darlehenskassen-Vereine*, 8. Aufl., Neuwied/Rhein.
- Raschke, Marie, 1897a: Die Ausschließung der Frauen von der Börse. In: *Die Frauenbewegung*, 3. Jg., Nr. 4 vom 15. Juli 1897.

- Raschke, Marie/Proelß, Sera, 1895: *Die Frau im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch. Eine Beleuchtung und Gegenüberstellung der Paragraphen des Entwurfs ... nebst Vorschlägen zur Änderung derselben im Interesse der Frauen*, Berlin.
- Raschke, Joachim, 1988: *Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriß*, 2. Aufl., Frankfurt a. M., New York.
- Rosinius, Wolfgang, 1992: Personelle Einkommensverteilung der Lohn- und Einkommensteuerpflichtigen 1986, in: *Wirtschaft und Statistik*, 1/1992, 35 – 39.
- Schade, Rosemarie, 1989: Frauen helfen Frauen. Camilla Jellinek und die Rechtsschutzstelle für Frauen und Mädchen e.V. in Heidelberg, in: *Feministische Studien*, H. 2, 1989, 135 – 144.
- Schade, Rosemarie, 1994: Gegen den Gehorsamsparagraphen. Die Rechtsschutzstellen im BDF, in: *Ariadne. Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung*, H. 25, Mai 1994, 36 – 41.
- Schubert, Renate, 1993: *Ökonomische Diskriminierung von Frauen. Eine volkswirtschaftliche Verschwendung*, Frankfurt a. M.
- Schulze-Delitzsch, Hermann, 1862: *Vorschuß- und Creditvereine als Volksbanken, Praktische Anweisung zu deren Gründung und Einrichtung*, Leipzig.
- Stoehr, Irene, 1993: Animationen und Animositäten. Zusammenwirken in der deutschen Frauenbewegung vor 1933. In: Claudia Koppert (Hrsg.): *Glück, Alltag und Desaster. Über die Zusammenarbeit von Frauen*, Berlin, 228 – 247.
- Sombart, Werner, 1923: *Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert und im Anfang des 20. Jahrhunderts*, 6. Aufl., Berlin.
- Stritt, Marie, 1898: *Das bürgerliche Gesetzbuch und die Frauenfrage*, Hamburg.
- Was die Frau von Berlin wissen muß. Ein praktisches Handbuch für Einheimische und Fremde*, 1913: 1. Aufl., Berlin, Leipzig.
- Weibliche Bankiers, 1924: In: *Der deutsche Bankangestellte*, 18. Jg., Nr. 17 vom 22. Dezember 1924.
- Weinert, Andrea, 1993: Das Geschlecht des Reichtums ... ist männlich, was sonst! In: Huster, Ernst-Ulrich (Hrsg.): *Reichtum in Deutschland. Der diskrete Charme der sozialen Differenz*, Frankfurt a. M., New York, 165 – 181.
- Witkowski, Fritz, 1924: Eine chinesische Frauenbank, in: *Berliner Illustrierte Zeitung* vom 10. August 1924, 925.

II. Ergebnisse der Arbeitsgruppen

AG »HISTORISCHE GESCHLECHTERFORSCHUNG«

DER WANDEL EINER ARBEITS- GRUPPE MIT DEN PHASEN EINER DISSERTATION

Maren Wichmann-Siegfried

Die Möglichkeit, in der Hans-Böckler-Stiftung Arbeitsgruppen zu bilden, ist ein nicht zu unterschätzender Pluspunkt. Vernetzung ist das Zauberwort, ein Motto der vorletzten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Vernetzung im Sinne von andere Frauen kennenlernen, Informationen über das Fach und den Wissenschaftsbetrieb austauschen und last not least auch das Gespräch über und die Unterstützung bei ganz konkreten Anliegen in bezug auf die eigene Schreibsituation und Problemstellungen, die sich im Laufe der Arbeit an einer Dissertation verändern. Ein Beispiel dafür ist unsere Arbeitsgruppe »Historische Geschlechterforschung«. Von einer anfangs größeren Gruppe mit einer teilweise fluktuierenden Teilnehmerinnenzahl haben wir uns jetzt durch die sich verändernden Ansprüche mit einem festen Kern stabilisiert.

DIE ERSTE ZEIT – AUSEINANDERSETZUNG MIT THEORIE

Unsere Arbeitsgruppe gründete sich im September 1996 auf der dritten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt. Zunächst bestand der Schwerpunkt in der Arbeitsgruppe im Aufarbeiten und Diskutieren theoretischer und methodischer Texte zur historischen Geschlechterforschung und zur Geschichtswissenschaft insgesamt. Zwischen den jährlichen Wissenschaftlerinnen-Werkstätten trafen sich die Frauen an verschiedenen Orten in der Bundesrepublik. Parallel zur wissenschaftstheoretischen Diskussion stellte auch jedes Mal eine Promovendin einen bereits erarbeiteten Ausschnitt aus der laufenden Promotion vor.¹

1 Siehe auch Bericht der AG in der Dokumentation der 4. Wissenschaftlerinnen-Werkstatt: Susanne Heynen (Hrsg.), 1998: »Wir fischen nicht im Trüben: Goldfische für alle - Netzwerke von Frauen«, Düsseldorf, 75 f. Die Literaturliste ist bei Karin Schrott, Schwerdnermühle 18, 93138 Lappersdorf erhältlich.

DIE UNTERSTÜTZUNG DURCH DIE AG IN DER SCHREIBPHASE DER DISSERTATION

Wir Arbeitsgruppenmitglieder haben nun mittlerweile alle den größten Teil des Förderungszeitraumes hinter uns. Fragen, Diskussionen und Auseinandersetzung mit methodischen, grundsätzlichen Fragen sind in den Hintergrund getreten. Immer wichtiger und bedeutender ist nun die Formulierung unserer eigenen Texte. Seit Sommer 1998 bilden sie daher den Schwerpunkt unserer Diskussion. Das war auch der wesentliche Grund für die Entscheidung, keine neuen Frauen mehr in die Arbeitsgruppe aufzunehmen. Wir kennen uns mittlerweile gut, kennen die Themen der Arbeiten, die Herangehensweisen der anderen und können uns insofern ganz auf die Texte der anderen einlassen. Es ist ein Vertrauensverhältnis entstanden, das es ermöglicht, sozusagen im geschützten Raum das bereits Formulierte zu kritisieren, ohne befürchten zu müssen, daß die Verfasserin es persönlich nimmt.

Nicht alle von uns haben ein Forschungskolloquium oder eine Arbeitsgruppe am Ort, wo das möglich ist und gleichzeitig die nötige inhaltliche und persönliche Distanz vorhanden ist. Da wir mit unterschiedlichen methodischen Ansätzen arbeiten, unterschiedliche Zeiträume und Themenschwerpunkte untersuchen, dreht sich die Reflexion dann vor allem um solche Fragen:

- Wie ist das Verhältnis von Literaturwiedergabe, Quellen und eigener Forschung?
- Ist das Kapitel schlüssig aufgebaut? Ist der Gedankengang nachvollziehbar formuliert? Gibt es inhaltliche oder sprachliche Formulierungsschwächen? Ist die Argumentationsführung vielleicht zu glatt oder zu verwirrend/widersprüchlich?
- Ist die Verfasserin zu dicht am Thema? Wie ist das Verhältnis Nähe/Distanz?

UNSERE DISKUSSION AUF DER FÜNFTEN WISSENSCHAFTLERINNEN-WERKSTATT

Bevor ich auf die Diskussion in der Arbeitsgruppe selbst eingehe, soll noch erwähnt werden, daß in der Vorbereitung der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt ein Fehler mit Folgen unterlaufen war. Versehentlich war diese Arbeitsgruppe als AG »Geschlechterforschung« angekündigt worden. Eine Ersatzreferentin zu dem allgemeineren Thema war zwar gefunden worden, aber weder im Vorwege noch zu Beginn der Konferenz wurde die Veränderung des Konzeptes deutlich vorgestellt. Diese mangelnde Transparenz führte zu verständlichem Unmut, eine Aussprache erfolgte im Plenum.

Zur Arbeit der Arbeitsgruppe selbst: Bei diesem eintägigen Arbeitstreffen hatten wir für die Diskussion unserer Texte jeweils zwei Stunden eingeräumt. Die Texte hatten wir zuvor gelesen.

- Karin Schrott (Regensburg) hatte bereits im September aus ihrer Arbeit »Reglementierung für Frauen in der Gesellschaft und Öffentlichkeit in der deutschsprachigen Anstands- und Benimmliteratur zwischen 1871 und 1914« das Kapitel »Die Erfindung der bürgerlichen Frau« vorgestellt.
- Aus Annegret Schüles (Leipzig) Untersuchung »Emanzipationschancen von Frauen in der DDR am lebensgeschichtlichen Beispiel weiblicher Beschäftigter der Leipziger Baumwollspinnerei« diskutierten wir ein langes Kapitel »Im Netz der Spinne – Frauenbild und Geschlechterverhältnis«.
- Gudrun Maierhof (Frankfurt) hatte aus ihrer Arbeit »Jüdische Frauen nach dem Novemberpogrom 1938 und ihre Rolle in der Selbsthilfe in Deutschland bis 1943« das Einleitungskapitel »Jüdische Selbsthilfe in Deutschland 1933 bis 1938« zur Diskussion ausgewählt.
- Aus der vergleichenden Untersuchung zur »Frauen- und Familienpolitik in Dänemark und in der Bundesrepublik von der Nachkriegszeit bis in die 1970er« von Maren Wichmann-Siegfried (Kiel) stand ein vergleichender Abschnitt über die Stellung von Alleinerziehenden in der Nachkriegszeit zur Debatte.

Die einzelnen Texte waren gründlich durchgearbeitet und deshalb mangelte es nicht an Anregungen und Kritik. Aus meiner persönlichen Sicht: Ich (wie sicher auch die anderen) fand nicht nur die Diskussion meines eigenen Textes sehr hilfreich, sondern auch die andere Perspektive – nämlich die der Kritikerin auf das Formuliere der anderen Frauen – sehr fruchtbar. Betriebsblind, wie mensch scheinbar wird, hatte ich in meinem eigenen Text an einigen Punkten zuwenig Distanz zum dänischen Untersuchungsgegenstand, setzte also zuviel voraus oder nahm als selbstverständlich, was zumindest im deutschen Kontext erklärungsbedürftig wäre. Und zur Perspektive auf die mir bis dahin noch unbekanntem Texte: Wenn man gezwungen wird, einen Abschnitt daraufhin zu durchleuchten, wo Stärken und Schwächen sind, wie man inhaltlich differenzierter oder präziser formulieren könnte, welche sprachlichen Schwächen vorhanden sind und wie man womöglich etwas vollkommen anders strukturieren könnte, hat das auch Vorbild- und Übungswirkung für das eigene Schreiben. Diese Herangehensweise erleichtert den Umgang mit dem eigenen Text. Kurz und gut: Mir hat es viel Spaß gebracht, eine Menge neuer Ideen und Einsichten, und ich hoffe, daß wir so gemeinsam bis zum Ende durchhalten.

AG »HABILITIERENDE FRAUEN«

Kirsten Roessler

»Habilitationer Frauen« – so lautete der Titel einer Arbeitsgruppe bei der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der HBS-Promovendinnen. Drei Jahre nach Abschluß der Promotion und sechs Jahre nach meiner Emigration nach Dänemark war der Wunsch groß, mich mal wieder mit intellektuellen Mitschwestern in meiner Muttersprache auszutauschen.

Sechs Frauen hatten sich unter dem Obertitel Habilitation zusammengefunden, drei davon bereits promoviert, zwei kurz vor der Verteidigung der Arbeit und eine ein Jahr vor der Abgabe. Der Studienschwerpunkt lag hauptsächlich im sozialwissenschaftlichen Bereich, eine Teilnehmerin war Agrarwissenschaftlerin. Die beiden Moderatorinnen hatten Material zum Thema Finanzierung gesammelt, einen Kurzvortrag zu den jeweiligen Promotionsthemen vorgeschlagen, ansonsten aber den Ablauf des Tages relativ offengelassen.

Und da saßen sie nun, die sechs Frauen, nicht ohne Fragezeichen im Gesicht. Letztendlich entschlossen zur Habilitation war lediglich eine, alle anderen waren mehr oder weniger auf der Suche. Im Laufe des Tages wurden die Fragen konkreter:

- Was ist eigentlich eine Habilitation?
- Was unterscheidet sie von der Promotion?
- Wie finanziert man eine Habilitation?
- Was ist überhaupt Sinn und Zweck der Habilitation?
- Ist das Modell nicht überaltet?
- Was bedeutet der Arbeitsplatz Universität?

DIE ENDLOSE ADOLESZENZ

Diplom oder Examen, dann Promotion, dann Habilitation. So könnte der vorbildliche Bildungsgang einer Wissenschaftlerin aussehen. Lehrauftrag, dann wissenschaftliche Assistenzstelle, dann Privatdozentin, dann Professorin. Das Bildungssystem vermittelt die Vorstellung von Fortschritt. Es geht voran, man qualifiziert sich, wird schlauer, und am Ende steht der Professorentitel. Es geht die Karriereleiter oder die Lebenstreppe hinauf, und irgendwann steht man ganz oben: Frau Professor!

Bis diese letzte Stufe erklommen wird, verharrt man in einer stetigen Adoleszenz, fast erwachsen, aber eben noch nicht ganz.

Der positive Anteil dieser Entwicklung ist die Suggestion steter Jugendlichkeit. Bei den versammelten Frauen unserer Arbeitsgruppe handelte es sich größtenteils um reife Mittdreißigerinnen, die in jedem anderen Beruf seit Jahren ausgelernt hätten, in der Wissenschaft aber als relativ jung gelten. Daß die Jugendlichkeit auch darin besteht, daß keine der versammelten Frauen eine feste Stelle hat, ist die negative Seite dieses Lebensentwurfes.

WISSENSCHAFT ALS IDENTITÄTSENTWURF?

Die Pubertät gilt als diejenige Lebensphase, in der sich Identität herausbildet. Identität wird hierbei verstanden als eine relativ stabile Antwort auf die Frage: Wer bin ich? Die berufliche Identität bildet sich etwas später. Aber bitte, wer oder was bin ich eigentlich als habilitierende Frau? Vier Frauen aus unserer Arbeitsgruppe waren Mütter, da weiß ich doch so ungefähr, wer ich bin – aber als habilitierende Frau in den Enddreißigern? Das klingt eher nach dem Scheitern eines Lebensentwurfes.

Habilitieren setzt vielleicht noch mehr als das Promovieren die Bereitschaft zum Risiko voraus. Kein Mensch kann einem nach der Habilitation eine Stelle garantieren, es ist wahrscheinlicher, daß kostenlose Lehrveranstaltungen abgehalten werden müssen, um den Status einer Privatdozentin aufrechtzuerhalten. Und dafür noch einmal vier bis fünf Jahre ins innere Exil, in den Spagat zwischen Kindern und einer Arbeit, die nicht zwischen acht und sechzehn Uhr erledigt werden kann?

Wozu denn eigentlich?

DIE VATERLOSE ZEIT

Die Promotionsphase ist gekennzeichnet durch einen mehr oder weniger befriedigenden Kontakt zu Doktorvater oder Doktormutter. Das Verhältnis zu meinen Doktorvätern (ich hatte derer zwei) war gekennzeichnet durch freundliche Gleichgültigkeit auf der einen und gleichgültige Freundlichkeit auf der anderen Seite. Erst kurz vor der Abgabe gab es einige erhitzte Auseinandersetzungen. Da ich es vorziehe, allein zu arbeiten, war mir dieses Verhältnis nicht unrecht.

Das postulierte Elternverhältnis ist allerdings spezifisch für Deutschland. In Dänemark spricht man von einem »vejleder«, also einem »Wegweiser«, was das Verhältnis

etwas bescheidener beschreibt. Beide gehen denselben Weg, nur ist der eine schon etwas weiter. Nicht gleich diese Generationskluft wie beim deutschen Eltern-Kind-Verhältnis. Auch sind die Zeiten für dieses »vejledning« bereits bei Proseminararbeiten sehr großzügig bemessen. Meine Studenten rufen häufig am Samstag an, ob ich etwas bis Sonntag lesen könnte, das sie mal eben faxen würden. Da lobe ich mir doch die Heimat mit geregelten Sprechstunden und einer Vorliebe für den ordnungsgemäßen Gebrauch von Titeln. Frau Doktor nennt mich nämlich in Dänemark auch niemand, statt dessen schreiben meine Studierenden jedes Semester eine Evaluierung über die Qualität meines Unterrichts und meine Fähigkeiten als Lehrende. Für den Sinn von Hierarchien gibt es kein Verständnis in Dänemark.

Doch zurück nach Deutschland. Trotz der entwürdigenden Verortung in der Kindesrolle gibt das Verhältnis zu Doktorvater/mutter immerhin ein Stück familiärer Sicherheit, die in der Habilitation entfällt. Die Entscheidung für eine Habilitation setzt den Verzicht auf Väter oder Mütter voraus. Die Habilitation wird an der Fakultät eingereicht, und die Fakultät nimmt sie an oder lehnt sie ab.

DIE EINSAMKEIT DES LANGSTRECKENLÄUFERS

Sich für eine Habilitation zu entscheiden, bedeutet eine Entscheidung für die Einsamkeit. Ein abgegrenztes Thema, Methodendiskussion, Bibliotheken, Zeitschriften, ein fachliches Netzwerk, das mit zunehmender Spezialisierung aus immer weniger Menschen besteht, eine zunehmende Entfernung von der Praxis, Rückschläge und Krisen. Im Grunde dasselbe wie eine Promotion, nur daß wir inzwischen etliche Jahre älter sind.

UND TROTZDEM

Habilitation bedeutet aber auch eine Kampfansage. Sie ist ein Signal, daß wir es als Frauen auch können, trotz erschwerender Umstände mit Kindern und Familie, trotz schlechterer Aussichten für eine spätere Anstellung. Wir haben eine Botschaft, etwas zu sagen, einen Gedanken, den wir vertreten wollen, für den wir die Privilegien eines geregelten Lebens zwischen acht und sechzehn Uhr aufgeben werden. Habilitation bedeutet, daß wir den Kampf aufnehmen. Sie bedeutet auch, daß gerade Frauen sich Gedanken darüber machen, was sie eigentlich sagen wollen.

Auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt ist mir aufgefallen, wie viele gerade der jüngeren Promovendinnen aufgingen in der Frage nach der »richtigen« Methode. Diese

Methodendiskussion vor der eigentlichen Inhaltsfrage ist für mich ein Zeichen von Angst, welcher gerade auch Frauen ausgesetzt sind. Überlegungen, ob qualitative oder quantitative Methoden verwandt werden, sind gerade in der Sozialwissenschaft eine taktische Frage. Vorsicht ist sicherlich angebracht, sollte aber nicht das Wesentliche sein.

Ich werde meine Habilitation über den Schmerz, den Körper und den Sport schreiben. Wie – das heißt mit welcher Methode – weiß ich noch nicht, das hat für mich erst zweite Priorität. Ich weiß, daß ich als Frau, als Deutsche und als Sportlerin etwas über den Schmerz und über den Körper weiß, was andere nicht wissen. Dies auf eine angemessene Weise vermitteln zu können, wird mir Motivation genug sein, um mich zu habilitieren.

AG »INNERDISZIPLINÄRER INTERDISZIPLINÄRER DISKURS«

Andrea Sieber / Martina Hammel

1. VORGESCHICHTE (AUS DER PERSPEKTIVE VON ANDREA SIEBER)

Aufgrund der mangelnden Resonanz zu Themen wie »Frauen und Technik« auf den letzten Wissenschaftlerinnen-Werkstätten sollte dies ein weiterer Versuch werden, Frauen aus naturwissenschaftlich-technischen und humanwissenschaftlichen Disziplinen um einen Tisch zu versammeln. Ich habe in Arbeitsgruppen in der HBS und an der Universität erfahren, wie bereichernd solche fachübergreifenden Diskussionen sein können. Mir bzw. den Frauen aus anderen Disziplinen fallen bei Texten aus anderen Fächern ganz oft strukturelle und methodische Mängel wesentlich eher auf. Dabei ist das Lesen solcher Texte gleichzeitig eine Art Weiterbildung. Durch Nachfragen Außenstehender zeigen sich zudem oft logische oder argumentative Defizite und unbewußte Annahmen können explizit gemacht werden. Geprägt von diesen Erfahrungen wollte ich also eine AG organisieren, die es Frauen aus unterschiedlichen Fachgebieten ermöglicht, über ihre Arbeiten zu sprechen. Denn das Sprechen über die eigene Arbeit ist für mich das zentrale Ziel der AG-Arbeit auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt.

Ich wollte also eine AG ohne ein vorgegebenes inhaltliches Thema organisieren, das den Frauen Raum ließ, jene Dinge zu thematisieren, die sie gerade beschäftigten. Gleichzeitig konnte ich mir aber aufgrund meiner eigenen Arbeitserfahrungen vorstellen, daß es immer etwas gibt, was trotz aller thematischen Unterschiedlichkeit die Arbeiten verbindet. Seien das z. B. gemeinsame Wertvorstellungen, die sich in ähnlichen Perspektiven auf unterschiedliche Gegenstände zeigen, ähnliche Motive, sich mit einem Thema zu beschäftigen, ähnliche Ziele, zu denen die Ergebnisse der Arbeiten beitragen sollen. Das war für mich ein zweites Ziel der AG: Nach möglichen Verbindungspunkten trotz aller inhaltlichen Unterschiede zu suchen.

Um dem Ganzen einen inhaltlich möglichst wenig festlegenden, aber verbindenden Namen zu geben, nannte ich diese AG »Interdisziplinärer Diskurs«.

2. AUF DER TAGUNG

Und dann war es soweit. Die Tagung begann, die Interessentinnen für die AGs meldeten sich, und es stellte sich heraus, daß an der AG »Interdisziplinärer Diskurs« zwei

Frauen beteiligt waren: Martina Hammel, die sich in Darmstadt mit der Situation von Frauen in partizipativen Software-Entwicklungsprozessen beschäftigt, und Andrea Sieber, die Softwareentwicklung in der Praxis untersucht.

Unsere ersten Irritationen über die Zusammensetzung der Arbeitsgruppe führten dazu, daß wir den geplanten Ablauf der AG ändern mußten. Wir brauchten uns unsere Arbeiten und die Probleme, mit denen wir zu tun hatten, nicht mehr gegenseitig vorzustellen. Das hatten wir bereits vor einer Woche am Rande einer Fachtagung getan. Wir konnten also sofort zum zweiten Teil der AG übergehen: Was verbindet uns neben unserer Beschäftigung mit ähnlichen Themen? In Anbetracht der Resonanz auf die AG tauchte für uns natürlich als erstes die Frage auf, ob wir als Informatikerinnen ein dringenderes Bedürfnis nach Interdisziplinarität haben als Wissenschaftlerinnen in anderen Disziplinen. Oder hatten wir nur mehr Probleme damit und in den anderen Disziplinen ist ein interdisziplinärer Diskurs Normalität? Daß wir Interdisziplinarität in der Informatik für wichtig halten, konnten wir aufgrund unserer verschiedenen Erfahrungen in der Informatik ohne Umschweife bejahen. Warum fanden Frauen aus anderen Disziplinen diesen Aspekt nicht so wichtig? Da wir diese Frage in unserer kleinen AG nicht bearbeiten konnten, beschäftigten wir uns mit folgenden Fragen:

- Was bedeutet für uns Interdisziplinarität in der Informatik?
- Was bedeutet sie bei unseren Arbeiten, die beide im Bereich der Softwaretechnik liegen?
- Warum ist uns Interdisziplinarität so wichtig?

3. AUSGANGSPUNKT

Unser beider Anlaß, Ansätze aus anderen Disziplinen – im speziellen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften – in die Informatik hineinzutragen, resultiert aus einer Art Leidensdruck: Die Informatik beeinflusst und verändert durch ihre Produkte nahezu alle gesellschaftlichen Bereiche. Demzufolge halten wir eine Auseinandersetzung mit den Wechselverhältnissen zwischen gestalteter Technik und sozialem Kontext für unvermeidlich.

Der Leidensdruck hängt mit unseren prinzipiellen Kritikpunkten an der Informatik zusammen, die wir hier kurz nennen wollen und die auch in der Disziplin immer wieder thematisiert werden:

- Unserer Meinung nach existiert eine Überschätzung des Formalen und Operationalen und eine Fixierung auf den angeblichen »one best way«.

- Unserer Meinung nach trägt die Informatik unter diesem Vorzeichen immer wieder zur Effektivierung im rationalen und ökonomischen Sinne bei. Die ineffektive, unökonomische und irrationale Seite der Realität wird dabei gleichzeitig verleugnet, bekämpft und ignoriert, auch wenn sie immer wieder zum Vorschein kommt.
- Unserer Meinung nach wird in großen Teilen im Bereich Softwaretechnik Softwareentwicklung als Herstellung von Technik propagiert, die den Kontext zwar zur Kenntnis nimmt, sich aber nicht wirklich darauf einläßt.

Wir bewerteten in weiten Teilen der Diskussion Entwicklungen sehr ähnlich. Vermutlich haben wir uns beide gegenseitig und unbewußt eher demokratisierende und menschengerechte Ziele unterstellt. Unsere Kritik an den oben genannten Maßstäben und Werten, die implizit auch den technischen Lösungen zugeschrieben und durch die Konstruktion des Computers bereits architektonisch festgelegt werden, baut auf diesem Grundverständnis auf. Kritisierenswert erscheinen uns auch Vorstellungen, daß mit technischen Systemen immer alles einfacher, schneller, effizienter und teilweise besser als von Menschenhand gehen wird. Dazu gehört auch, daß es prinzipiell möglich sei, alles zu formalisieren und in einem technischen System abzubilden – wenn auch nicht gleich, dann zumindest später.

Wir sind jedoch der Meinung, daß Grundlagen, Ziele, Maßstäbe, Kriterien und Werte bewußtgemacht, offengelegt und diskutiert werden müssen. Denn wir gehen nicht von einer objektiven oder neutralen Technik aus, sondern von konkreten Zuschreibungen durch Menschen und strukturellen Gegebenheiten durch die jeweilige Rechnerarchitektur oder die verwendeten Programmierprinzipien.

Wir waren uns also einig, was die Wichtigkeit solcher Fragestellungen für die Informatik betraf. Doch an die Reichweite der Umsetzung unserer Forderung stellten wir unterschiedliche Ansprüche. Während die eine mit der kritischen Reflexion den Wunsch verknüpft, daß sich die Disziplin in ihrer Haltung zu solchen Fragen ändern muß, scheute sich die andere vor solchen Forderungen, um nicht wieder einen neuen »one-best-way« festzulegen.

4. DISZIPLINÄR: PROBLEME BEIM ENTWICKELN VON SOFTWARE

Es ist möglich, technische Systeme ohne reflektierte Einbeziehung des Kontextes zu entwickeln. Dies kann aber dazu führen, daß die Systeme den Arbeitsweisen der Anwender/innen und den von ihnen gewünschten Entwicklungen im Wege stehen. Die Entwickler/innen gestalten Technik ohne Benutzer/innen oder allein anhand der Anfor-

derungen, die vom Management kommen. Das hat dann zur Folge, daß Anwender/innen die Systeme nicht oder nur zum Teil einsetzen oder daß sie vom Management gezwungen werden, ihre Arbeitsweise zu ändern.

Wir gehen dabei davon aus, daß die Systeme die Arbeitsweisen der Anwender/innen zwar nicht völlig bestimmen, aber je nach Gestaltung die Grenzen verändern, innerhalb dessen die Anwender/innen ihre Arbeitsweise selbst bestimmen können. Und für den Fall, daß die Benutzung bestimmter Systeme vorgeschrieben wird, sind sie von außen gezwungen, ihre Arbeitsweise zu ändern.

Ein Beispiel: Wenn in einem Betrieb die bisher geforderte Arbeitsweise auf Papier von Vorgesetzten festgelegt war, so war es den Beschäftigten möglich, selbst unabhängig von der angeblichen Arbeitsweise zu verfahren, solange am Schluß alles in der geforderten Reihenfolge auf dem Papier stand. Es war also möglich, den tatsächlichen Arbeitsfluß selbst zu strukturieren. Wenn nun der vorgegebene (und von den Vorgesetzten für real gehaltene) Arbeitsfluß in einem Programm definiert und in der Reihenfolge vorgeschrieben ist (z. B. in der guten Absicht, daß nichts vergessen wird und alles seinen geregelten Gang geht), kann das für die Beschäftigten bedeuten, daß sie ihre kompletten Arbeitsroutinen ändern müssen. Das bedeutet bewußt oder unbewußt Frust, Ärger und Widerstand, der dann zu einer Arbeitsweise führt, die wesentlich ineffizienter und für alle Beteiligten aufwendiger und schwieriger wird.

Nun ist es erstens nicht so, daß wir Anhängerinnen von Effektivität im ökonomischen Sinne sind, aber wir halten es nicht für richtig, Programme zu bauen, die der Arbeitsweise der Anwender/innen nicht entsprechen. Und zweitens ist es auch nicht so, daß dieser Sachverhalt in der Informatik nicht bekannt wäre, oder daß nicht immer wieder versucht würde, Programme so zu entwickeln, daß genau dieser Fall nicht eintritt. Doch unserer Meinung nach reichen die bisherigen Lösungsversuche in der Informatik nicht aus, die im sozialen Kontext relevanten Aspekte zu erkennen, einzubeziehen und mit den richtigen Mitteln zu bearbeiten.

5. INTERDISZIPLINÄRE WEGE

Aufgrund unserer informatischen Ausbildung an den Universitäten in Chemnitz und Darmstadt bedeutet die Einbeziehung von Fragen nach den sozialen Bedingungen, nach den herrschenden »Gesetzen« in der Entwicklung von Gesellschaft, im gemeinsamen oder konfrontativen, zielgerichteten oder ziellosen Handeln von Menschen zwangsläufig, daß wir es mit interdisziplinären Fragestellungen zu tun haben. In unserer Ausbildung haben wir zwar viel von mathematischen, technisch-theoretischen und

technisch-praktischen Dingen gehört, aber nahezu nichts über die Grundlagen der Zusammenarbeit und des Zusammenlebens von Menschen in der Gesellschaft.

Wir haben also weder das methodische noch das theoretische Rüstzeug in der Informatik erhalten, um gesellschaftliche Probleme, die bei der Entwicklung von technischen Artefakten entstehen, zu verstehen und anzugehen. Aus unserer Sicht ist es aber von Bedeutung, die Entwicklung von technischen Artefakten zu hinterfragen: Inwieweit ist sie von gesellschaftlichen Verhältnissen beeinflusst? Was entsteht dadurch an Veränderungen? So ist es unumgebar, auf Ansätze aus den Geistes- und Sozialwissenschaften zurückzugreifen, um damit unsere informatischen Fragestellungen gegenstandsangemessen bearbeiten zu können.

Wir sind also der Meinung, daß unsere Fragestellungen aus unserer Beschäftigung in und mit der Informatik kommen und die Bearbeitung wichtig für die Informatik und insbesondere den Bereich der Softwaretechnik ist. Diese Position wird allerdings nicht von allen Informatikerinnen und Informatikern geteilt. Viele gehen davon aus, daß nur die Fragestellungen für die Informatik relevant sind, die sich mit den direkten technischen Problemen beschäftigen. Wir müssen also zusätzlich darum kämpfen, mit unseren Fragestellungen in der Disziplin verbleiben zu dürfen, denn das ist unser Ziel. Wir sind der Meinung, daß Fragen, die durch – mit Hilfe der Informatik entwickelte – Technik entstehen, auch in der Disziplin selbst reflektiert werden sollten, und daß auch dort nach Lösungen gesucht werden soll. Wenn sich herausstellt, daß ein Verständnis der Probleme nicht mit informatischen Theorien und eine Lösung nicht mit informatischen Methoden erreichbar ist – weil diese dem Gegenstand nicht angemessen sind -, warum sollten wir dann nicht auf interdisziplinären Wegen nach adäquateren Methoden und Theorien suchen?

Doch so einfach scheint das Verständnis von Methoden und Theorien in anderen Disziplinen nicht zu sein. Wie also können wir uns dem Gegenstand angemessene Methoden und Theorien erarbeiten?

6. LÖSUNGSVERSUCHE

In einem ersten Schritt war es nötig, über die Informatik und ihre Ergebnisse anders als nur in technischen Begriffen zu reflektieren. Wir müssen unseren Blick von Soft- und Hardware allein lösen und versuchen, die Situation als solche zu erfassen und z. B. Einstellungen, Werte, Strukturen und Wechselbeziehungen zwischen Personen, Institutionen und Technik analysieren. Dazu sind jedoch einerseits Methoden empirischer Forschung nötig und andererseits Theorien bezüglich des Wechselverhältnisses von Tech-

nik und Gesellschaft, die beide nicht in der Informatik verankert sind. Zudem gibt es in anderen Disziplinen, wenn auch wenige und aus einer anderen Perspektive, bereits einige Erkenntnisse hinsichtlich unserer Probleme mit der Softwareentwicklung.

Stellt sich also die Frage, wie wir uns diese Methoden und Theorien erarbeiten können, ohne Gefahr zu laufen, daß sich sowohl die Informatik als auch die anderen Disziplinen von unseren Forschungsergebnissen distanzieren. Wie können wir also verantwortungsbewußt die Erkenntnisse und Werkzeuge aus anderen Disziplinen für unsere informatischen Fragestellungen nutzbar machen?

Bisher haben wir uns das für unsere Fragestellungen nötige empirische Handwerkzeug im individuellen Kontakt mit Personen aus den jeweiligen Disziplinen, in denen die Methoden seit langem verwendet werden, selbst erarbeitet. Durch den regelmäßigen und engen Kontakt erhielten wir auch sukzessive Hinweise auf für uns interessante theoretische Erkenntnisse und Analysen und entwickelten eine Vorstellung von der Struktur und Wertigkeit der Wissensbestände in den anderen Disziplinen. Soweit also zu unseren eigenen Erfahrungen mit einer interdisziplinären Arbeitsweise.

7. SCHLUSSFOLGERUNGEN

Verallgemeinert gehen wir davon aus, daß in den verschiedenen Wissenschaftsbereichen (Ingenieur-, Natur-, Geisteswissenschaften) unterschiedliche »Weltmodelle« zu unterschiedlichen Bewertungen und Strukturierungen von Wissen und Erkenntnissen führen. Dabei ist zwar meist ein Weltmodell für eine Disziplin bestimmend, aber es gibt auch andere, die daneben existieren. Das zentrale Problem besteht darin, die Grenzen der jeweiligen Weltmodelle zu erkennen: Wie weit kann ich damit bestimmte Phänomene erklären, wo helfen sie mir nicht mehr weiter.

Da wir aber selbst von einer bestimmten Weltsicht geprägt sind, erscheint es uns schwierig, andere Weltsichten entsprechend zu verstehen. So kann es durchaus vorkommen – und das ist in der Informatik nicht selten –, daß Erkenntnisse aus anderen Disziplinen einfach aus ihrem Zusammenhang gerissen, entsprechend der eigenen Weltsicht Bewertungen und Strukturierungen verändert und dann zur Stützung der eigenen Forschungsarbeit herangezogen werden. So kann die anfängliche Absicht einer interdisziplinären Zusammenarbeit leicht ins Gegenteil verkehrt werden: Ich brauche die Erkenntnisse aus anderen Disziplinen nur, um mir Bestätigung für meine Weltsicht zu verschaffen. Die Chance der konstruktiven und kritischen Auseinandersetzung ist dann vertan.

Ein solches Beispiel stellt für uns die Forschung über Künstliche Intelligenz in Allianz mit der Kognitionspsychologie dar. Wobei diese Art des »Transfers« nicht nur charakteristisch für die Informatik ist. Das geschieht auch zwischen anderen Disziplinen und mit den Erkenntnissen der Informatik.

Deshalb ist für uns wichtig, den Umgang mit fachfremden Methoden und Ansätzen kritisch zu reflektieren. Unser erstes Ziel ist dabei, die disziplinäre Prägung, z. B. welche Wertigkeiten aus welchen Gründen bestimmte Theorien und Erkenntnisse haben, und die entsprechenden Kodizes zu beachten. Unser zweites Ziel ist es, widerstreitende Theorieansätze in den Disziplinen wahrzunehmen und nicht einfach das zu benutzen, was gerade am besten paßt. Unser drittes Ziel ist es, die verschieden verwendeten Begriffe, die oft Anlaß zu Ver(w)irrungen geben, entsprechend zu hinterfragen und nach den jeweils verwendeten Bedeutungen zu suchen.

8. RESÜMEE

Es wäre aus unserer Sicht wünschenswert, wenn Fragen der interdisziplinären Forschung einen festen Platz im wissenschaftlichen Diskurs bekämen. Damit bestünde die Chance, daß zur Ebene der Selbstreflexion die Ebene wissenschaftlicher Reflexion hinzukäme. Dabei wäre es möglich, sich eingehender und weitreichender mit den Verläufen interdisziplinärer Diskurse zu beschäftigen und ermöglichende und verhindernde Bedingungen aus verschiedenen Perspektiven und auf verschiedenen Ebenen zu betrachten. Welchen Einfluß auf interdisziplinäre Diskurse hat z. B. das Berufsbild der Beschäftigten an der Universität? Wie wirkt sich die Bauweise der Universität und die räumliche Verteilung der Disziplinen auf denselben aus? Inwiefern wird Interdisziplinarität organisatorisch überhaupt ermöglicht? Inwieweit ist in den Disziplinen die Kompetenz und der Wille zum fachübergreifenden inhaltlichen Austausch gegeben?

Für uns sind bisher interdisziplinär zusammengesetzte Arbeitsgruppen an Hochschulen oder innerhalb der HBS zentral für die Diskussion unserer Fragen gewesen. Da wir aber als Informatikerinnen in der HBS eine eher seltenere Spezies darstellen, ist es für uns mindestens ebenso wichtig, die Diskussion mit Personen zu führen, die in einer ähnlich verzwickten trans/inner/interdisziplinären Situation sind. Insofern war für uns die Arbeitsgruppe auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt trotz der unvorhergesehen kleinen und sehr disziplinären Besetzung ein uneingeschränkter Gewinn.

AG »INTERNET – ARBEITS- PRAXIS UND REFLEXION«

DIE WELT IN DER KISTE?

Margarethe Herzog

Die Furcht vor Internet-Spezialistinnen oder die Hoffnung auf gerade solche mag die eine oder andere Frau zur Teilnahme an der Internet-AG bewogen haben, manche auch ein spontaner Entschluß vor Ort, angesichts des Nichtzustandekommens anderer AGs. Jedenfalls fanden wir uns wieder in einer kleinen Gruppe von Internet-Einsteigerinnen, deren Wissen über Themen und Terminologie des Internets diffus war, und deren Zweifel und Vorbehalte gegenüber dem Medium Internet die optimistischen Vorstellungen und phantastischen Visionen überwogen.

Doch auch diese gab es, insbesondere bei der Leiterin der AG. Sie führte uns von Kritik und Zurückhaltung hin zu Einblicken in die Geschichte und Entstehung des Internets sowie in Gepflogenheiten im aktuellen Umgang mit diesem, inklusive Fachjargon. Wichtig war die Praxis des Mailens und das Experimentieren mit Suchmaschinen am PC, um die Vielzahl von theoretischen Tips und konkreten Adressen, die in die Gruppe gegeben worden waren, zu erproben (siehe 4. Surfen, Tauchen, Fischen). Von hier aus bedeutete es nurmehr einen kleinen Schritt hin zur Bereitschaft, sich mit dem Spezialbereich der HTML-Seitengestaltung zu beschäftigen. Heraus kamen ein handfestes Produkt und tatsächliche Begeisterung.

1. DIE WELT IN DER KISTE – ENE MENE MECK ...

Persönlicher Zugang, Probleme, Stand, Bedürfnisse, Zweifel (Brainstorming)

Die großen allgemeinen Fragen an das Medium Internet und seine Begleiterscheinungen rückten bei der Vorstellungsrunde und beim Brainstorming in den Vordergrund.

Internet, brauche ich das? – Wir waren über die grundsätzliche Notwendigkeit und den Nutzen des Internets, über sein Angebot an Kommunikationsfeldern und den möglichen Gewinn unterschiedlicher Auffassung. Gerade für Internet-EinsteigerInnen stehen zu Beginn Kosten- und Installationsfragen an, die einen schnellen und unkomplizierten Gebrauch vereiteln. Und wer das Internet bereits zu nutzen weiß, klagt über die Flut an sensorischen Reizen oder über die Uneffektivität stundenlangen Suchens.

Wer kommuniziert mit wem? – Auch die Antwort auf diese Frage blieb ambivalent, zumal Internet, Mailedienste und -boxen einerseits wirkliche (bzw. virtuelle) Gelegenheiten für schnelle persönliche Kontakte und wissenschaftlichen Austausch bieten, andererseits aber – wie andere Massenmedien und Publikationsorgane auch – z. B. Rechts-extremen, fundamentalistischen Gruppen oder Vertreibern von Kinderpornographie Platz einräumen.

Welchen Schutz gibt es? – Die Verfügbarkeit von Daten und der Schutz von Rechten an ihnen, was Mißbrauch, AutorInnenschaft, Zitierbarkeit und Halbwertzeit (Veröffentlichungen tauchen auf und verschwinden wieder) sowie das Kursieren von Viren angeht, stellt seit der massenhaften Nutzung des Internet auch SpezialistInnen vor Probleme, die es zu lösen gilt.

Der Erfahrungsaustausch untereinander half uns sehr, uns über die Art und das Ausmaß der Offenheit und allgemeinen Zugänglichkeit dieses Mediums bewußt zu werden und zeigte uns einmal mehr die Selbstverantwortlichkeit, derer es bedarf, hier Gefahren zu erwägen und zu begegnen.

Um an Tips und Tricks im Umgang mit dem Internet zu gelangen, seien als InformantInnen FreundInnen, Bücher, Computerfachgeschäfte oder die Uni vor Ort mit Fortbildungen anempfohlen. Im Rahmen dieses Berichts bietet die Liste unter Punkt 4 eine gezielte Auswahl von Internet-Adressen und Suchzugängen sowie Literatur.

2. DIE WELT IN DER KISTE – UND DU BIST WEG...

Geschichte, Entstehung, technische Grundbegriffe, Internetkultur

Die Entstehungsgeschichte des Internet zu betrachten, hieß, so wurde uns klar, einen großen Bogen von den Ursprüngen des Internet zu seiner heutigen Bedeutung zu spannen, wobei die aktuellen Entwicklungen mit den Anfängen nichts mehr gemein zu haben scheinen.

Am Anfang war der »Sputnik-Schock«: die damalige Sowjetunion hatte die USA in der Weltraumtechnik überflügelt. Die USA machten sich auf die dringende Suche nach einem dezentralen, schnellen und sicheren Datenaustauschsystem für ihre eigenen militärischen Zwecke. So wurde 1958 ARPA (Advanced Research Projects Agency) entwickelt, und es bedurfte weiterer elf Jahre, bis im »ARPA-Net« erstmals vier Rechner miteinander vernetzt waren. Die Universität von Hawaii zog 1970 mit dem »ALOHAnet« für wissenschaftliche Zwecke nach. Bis 1972 waren gerade einmal 37 Rechner in den USA

miteinander vernetzt. Zur Gründung des »Internet« als allgemeiner Zusammenschluß lokaler Netze in den USA kam es schließlich 1973. »ARPA« gehörte diesem fortan nicht mehr an.

Der Funktionswandel der Vernetzung hat sich von militärischen zu wissenschaftlichen und zunehmend populären Zwecken verschoben. Programme, graphikorientierte Browser (Netscape z. B.) und Internet-Dienste (wie das WWW, World Wide Web) helfen seit etwa 1992 der Allgemeinheit, sich im Internet zu bewegen. Beliebt ist auch der IRC-Bereich (Internet Relay Chat) des Internet geworden, der ausschließlich Kanäle zum »Chatten«, d. h. Reden, zur Verfügung stellt. SpezialistInnen mögen hier mit Identitäten spielen, und vielleicht winkt sogar der Cyberhelm. Aber Vorsicht, denn es herrscht auch eine »Netiquette« – der »Knigge des Internet«. Wie dem Knigge der Wirklichkeit allerdings, so droht auch dem der virtuellen Welten zunehmend in Vergessenheit zu geraten. Denn mit dem Funktionswandel des Internet geht auch dessen Bedeutungswandel einher: weg vom ehemals politischen, sozialen oder kulturellen Nutzen hin zum verstärkt kommerziellen.

3. DIE WELT IN DER KISTE – ENE MENE MU...

Erstellung einer HTML-Datei

Ehe wir zu den Schlüsseln zur Selbstdarstellung im Internet in Form der Gestaltung einer HTML-Seite¹ gelangten, hatten wir einen Dschungel von Termini zu durchschreiten, den wir mit quietschenden Sohlen und rauchenden Köpfen verließen. Immerhin war so ein guter Teil der Angst vor der unheimlichen Maschinerie der Technologie gebannt und an ihre Stelle der Mut zum Experimentieren getreten. Angestiftet zum Ausprobieren führte die einen der Weg zum E-Mailen, die anderen zum Surfen mit und durch Suchmaschinen. Gemeinsam schließlich wollten wir uns zu guter Letzt dann auch noch selbst präsentieren: in Personae ins Internet treten und uns virtuell behaupten mit einer HTML-Seite, der Zauberformel für spätere eigene Home-Pages und Web-Sides. Ziel war die folgende Darstellung²:

1 HTML, d. h. Hyper Text Mark up Language, 1992 entwickelt, erlaubt Textbeschreibung, Textbearbeitung und Layout unabhängig vom Betriebssystem des Rechners.

2 Das graphische Hintergrundbild, das sich im Schlüssel »BODY BACKGROUND=«flock2.gif« verbirgt, kann in dieser Dokumentation leider nicht wiedergegeben werden.

DIE WELT IN DER KISTE?

5. Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der HBS-Promovendinnen vom 19. – 22. November 1998 in Oberursel: *Internet-AG*

1. Persönlicher Zugang, Probleme, Stand, Bedürfnisse, Zweifel – Brainstorming
 2. Vortrag: Geschichte, Entstehung, technische Grundbegriffe (Dienste, URL [Adresse], Provider, Browser usw.), Internetkultur
 3. Schwerpunkt: Erstellung einer **HTML-Datei**
 4. Surfen, Tauchen, *Fischen* im WWW
-
-

Zurück zum Anfang

Impressum: Internet-AG. Letzte Änderung: 20. Nov. 1998

Der Weg zu dieser Darstellung beinhaltet das Zeigen des Handwerkszeugs, der Steuerzeichen (»tags«), vermittels derer Gestaltungsvorgaben im HTML-Format gemacht werden, und sah folgendermaßen aus:

```
<HTML>
<HEAD>
<TITLE><H3 ALIGN=CENTER><B>Die Welt in der Kiste?</B></H3></TITLE>
<BODY BACKGROUND="flock2.gif">
</HEAD>
<BODY>
<H3 ALIGN=CENTER><B>5. Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der HBS-Promo-
vendinnen vom 19. – 22. November 1998 in Oberursel:</B></H3>
<UL>
<LI>1. Persönlicher Zugang, Probleme, Stand, Bedürfnisse, Zweifel,
– Brainstorming <BR>
<LI>2. Vortrag: Geschichte, Entstehung, Technische Grundbegriffe (Dienste,
URL [Adresse], Provider, Browser usw.), Internetkultur<BR>
<LI>3. Schwerpunkt: Erstellung einer <B>HTML-Datei</B><BR>
<LI>4. Surfen, Tauchen und <A
HREF="http://www.hamburg.hafen.de/petri.heil">Fischen</A> im WWW
</UL>
<HR><P>
<FONT SIZE=2><a href="#top"></a>&nbsp;<I>Zurück zum Dokument-Anfang</I></FONT
SIZE=2><P>
<CENTER><IMG SRC="lampline.gif"><P>
<FONT SIZE=-2>Impressum:Internet-AG. Letzte Änderung: 20. Nov.
1998</FONT></P></CENTER>
</BODY>
</HTML>
```

Zum Trost erfahren wir, daß viele Programme mittlerweile über einen »Editor« verfügen, der die Arbeit automatisch – und dadurch auch unsichtbar – macht. Wer aber individuelle Gestaltungsmuster sucht, hat durch die hier gezeigte »Handarbeit« mehr Möglichkeiten zum Experimentieren und durch das Wissen um das Kürzelprinzip auch zum Kopieren.

4. DIE WELT IN DER KISTE – UND DRIN BIST DU!

Surfen, Tauchen und Fischen

Austausch und Tips, Informationen und Wissen, Mut und Selbstbewußtsein, Spaß und Phantasie über eine AG zu bekommen, was mehr konnten wir wünschen? – Wir sind keine Spezialistinnen geworden. Aber die allgemeinen Einblicke, die wir bekommen haben, wünschten wir gerne weiterzugeben ...

LITERATUR

- Bath, Corinna/Kleinen, Barbara (Hrsg.), 1997: *Frauen in der Informationsgesellschaft. Fliegen oder Spinnen im Netz?* (NUT – Frauen in Naturwissenschaft und Technik e.V. Schriftenreihe; Bd. 4.). Mössingen/Talheim.
- Bath, Corinna, 1997a: (Hrsg.): Informationstechnologien entmystifizieren! In: Bath/Kleinen (Hrsg.), 53 – 63.
- Fasching, Thomas, 1997: *Internet und Pädagogik. Kommunikation, Bildung und Lernen im Netz.* München.
- frauenonline, 1997: *Eine Einstiegshilfe für Frauen in das Internet.* Hrsg. vom Frauenbüro der Stadt Wien. Wien.
- Kleinen, Barbara, 1997: Frauenwelt Internet. In: Bath/Kleinen (Hrsg.), 12-20.
- Lukic, Katja, 1998: *Internet-Kommunikation und Identität. Eine Erkundung anhand problemzentrierter Interviews mit jungen Chattern* (Magisterarbeit an der Universität Hamburg).
- Münker, Stefan/Rösler, Alexander, 1997 (Hrsg.): *Mythos Internet.* Frankfurt a. M.
- Paulitz, Tanja, 1997: Aneignung oder Ablehnung? Zum feministischen Internetdiskurs. In: Bath/Kleinen (Hrsg.), 21 – 34.
- Poster, Mark, 1997: Elektronische Identitäten und Demokratie. In: S. Münker/A. Rösler (Hrsg.): *Mythos Internet.* Frankfurt a. M., 147 – 170.
- Schelkle, Barbara, 1997: Hinter den Kulissen des Internet. Eine kurze technische Einführung. In: Bath/Kleinen (Hrsg.), 64 – 74.
- Spender, Dale, 1996: *1. Auffahrt Cyberspace. Frauen im Internet.* München (zuerst: Melbourne, 1995).
- Tauss, Jörg, 1997: *Internet und Politik. Zur Multi-Media-Gesetzgebung in Deutschland.* In: *Hochschulen in der Informationsgesellschaft.* Tagung vom 14. Juni 1997 im Willy-Brandt-Haus in Berlin. Hrsg. von Edelgard Bulmahn. Berlin, 30 – 39.

INTERNET-ADRESSEN³

- HTML-DATEIEN – Selbst erstellt:
<http://www.erzwiss.uni-hamburg.de/Sonstiges/Muenz/selfhtml.htm>
- Gezieltes Suchen:
<http://www.ub.uni-bielefeld.de/biblio/search/>
- Suchmaschinen im WWW:
http://www.rrz.uni-hamburg.de/World/Search/search_homepage.html
- Suchmaschinen-Archiv:
<http://yabba.de/>
- Suchen nach Seiten für, von und über Frauen:
<http://femina.cybergrrl.com/>
- Amazon City – Eine virtuelle Frauenstadt (von Stephanie Brail):
<http://www.amazoncity.com/>
- Ceiberweiber, Österreich:
<http://www.ceiberweiber.com/home.htm>
- Emanzenseite:
<http://members.aol.com/emanzen/index.htm>
- Face Settings: Diskussionen zum Thema Frauen und neue Kommunikationstechnologien
<http://thing.at/face/index1.htm>
- Fraueninternetprojekt Hamburg:
<http://internetfrauen.comlink.de/>
- Informationsquellen Frauenforschung:
<http://www.ub.uni-bielefeld.de/biblio/9/frauen.htm>
- Koordinationsstellen für Frauenforschung (in Wien, österreichweit und international):
<http://www.univie.ac.at/Frauenforschung>
- Lesben In Sicht (LIS) und weitere Links für, über, von Lesben:
<http://hamburg.gay-web.de/lis/links.htm>
- Patchwork, Schweiz:
<http://www.hyper.ibb.ch>
- The Pheminist.Cyber RoadShow, Österreich:
<http://www.oeh.uni-linz.ac.at:8001/~lisa>

3 Zum Teil aus: frauenonline 1997, 82 – 84, und Stampfel, Sabine: Nachwort. In: Spender 1996, 278 f.; hier: 279.

- Virtual Sisterhood:
feministische Bewegung und elektronische Kommunikationstechnologien
<http://www.igc.apc.org/vsister/de/index.html>
- Vrouwen Paginas, Niederlande:
<http://antenna.apc.org/menu/vrouwen>
- Webgrrls – Hamburg:
<http://www.webgrrls.de>
- WOMAN: Computervernetzung und Kommunikation für Frauen e.V.:
Info und Helpline: 06221-804671, Petra Teuschel
<http://www.woman.de>
- Women's EuroMAP, Belgien:
<http://women-www.uia.ac.be/women>
- Women's International Electronic University:
Internationale Bildungsangebote für Frauen
<http://www.wvu.edu/~womensu/>
- Women's Studies EuroMap (Frauenforschung an europäischen Universitäten):
<http://women-www.uia.ac.be/women>
- Women's Studies Programme (Liste aller Webseiten von universitären
Forschungsprogrammen; Schwerpunkt USA und Kanada):
<http://www-unix.umbc.edu/~korenman/wmst/links.html>
- Women's Wire (ursprünglich ein von und für Frauen geführter Internet-Provider,
inzwischen Online-Magazin):
<http://www.women.com>
- Wyberia – Virtueller Treffpunkt für Frauen in Berlin:
<http://www.wyberia.de>
- Wybernetz – »Frauentreff«:
<http://www.web-publishing.de/women/welcome.html>

AG »PROMOVIERT – UND DANN?«

Esther Lehnert

Es war das erste Mal, daß ich an der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt teilnahm. Aber von anderen Stipendiatinnen hatte ich schon viel, durchweg Positives über diese Frauenveranstaltung gehört. Dementsprechend hoch waren meine Erwartungen. Auch wenn ich gestehen muß, daß ich mir darüber hinaus keine konkreten Gedanken gemacht hatte. Es sollte Spaß machen und »mir was bringen«. Vorab kann ich sagen, daß mir die Werkstatt viel Spaß gemacht hat, und ich mit Energie und neuen Ideen nach Hause gefahren bin, was nicht zuletzt auch an der Arbeitsgruppe lag. In die AG »Promoviert – und dann?« bin ich zufällig geraten, weil die AG, an der ich ursprünglich teilnehmen wollte, nicht zustande gekommen ist.

Der Vormittag in der AG begann damit, daß wir, 12 Frauen im Alter von 27 bis 36 Jahren, von den Referentinnen aufgefordert wurden, auf verschiedene Zettel zum einen unseren Weg »hin« zur Promotion und zum anderen Pläne, Vorstellungen, Wünsche für die Zeit nach der Promotion aufzuschreiben. Für mich war das eine gute Möglichkeit, über die vielen, teilweise unzusammenhängenden Schritte zu reflektieren. So begab ich mich auf die Suche nach dem »roten Faden« und fragte mich nach dem Bezug meiner unterschiedlichen Interessen und Aktivitäten wissenschaftlicher, politischer und persönlicher Art. Ich stellte fest, daß der Weg »hin« zwar kein zufälliger gewesen war, genauso wie das Thema meiner Promotion mein persönliches ist, daß dieser Weg aber nicht immer gerade und zielstrebig von mir verfolgt worden ist. Dieser Weg war auch gekennzeichnet von Um- (und Irr-?)Wegen, und das »Ziel« war mir nicht immer ganz klar vor Augen gewesen.

Jede von uns hatte dann ausreichend Zeit, die Ergebnisse ihres Reflexionsprozesses den anderen vorzustellen. Es ergab sich ein überaus spannendes Bild. Wir bekamen einen Überblick über unterschiedliche Aktivitäten und Lebensentwürfe. Bei der Vorstellung spiegelte sich zum einen die Vielfältigkeit unserer Lebensformen (so hatte die Hälfte der Frauen ein oder mehrere Kind/er, einige der Frauen waren nicht in Deutschland aufgewachsen oder hatten allein oder mit ihrer Familie eine längere Zeit im Ausland verbracht) und der Forschungsschwerpunkte (so waren neben Vertreterinnen der Geistes- und Sozialwissenschaften auch Naturwissenschaftlerinnen vertreten). Zum anderen war allen Anwesenden die Begeisterung für ihr jeweiliges Thema und ein vielfältiges gesellschaftspolitisches Engagement anzumerken.

Die Vielfältigkeit zeigte sich auch darin, daß jede von uns ihren speziellen, individuellen Zugang zur Promotion hatte, der u. a. vom jeweiligen biographischen Hintergrund beeinflußt worden war. So stellte eine Promovendin, die sich selbst als aus einer bildungsfernen Schicht kommend bezeichnete, die Wichtigkeit der Vermittelbarkeit und Transparenz von Sprache in den Vordergrund ihrer Vorstellung. Ein Anliegen, das sich in ihrem Promotionsvorhaben wiederfand.

Keine der Frauen konnte den Weg hin zur Promotion ausschließlich aus einem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse ableiten. Bei vielen Frauen hatte sich das Promotionsvorhaben aus ihren unterschiedlichen politischen und wissenschaftlichen Bezügen heraus ergeben. Einige Frauen stellten die Such- und Orientierungsphase nach dem Studium als eine sehr anstrengende, aber auch für sie selbst sehr wichtige Zeit dar. Ich erinnere mich insbesondere noch an eine Pädagogin, die von sich erzählte, daß wiederholte Ablehnungen auf Stellen in der sozialpädagogischen Praxis ihr zum ersten Mal vor Augen geführt hätten, daß nicht immer alles »nach Plan« läuft. Indessen weiß sie diese schwierige Zeit der Neuverortung als wichtige Grundvoraussetzung für das Angehen neuer Aufgaben zu schätzen.

So ergab die Vorstellung auch ein Bild davon, daß es weder *den* Weg hin zur Promotion gibt, noch daß dieser Weg linear verlaufen muß.

Der Wunsch, Forschung, politische Praxen, persönliche Vorlieben und professionelle Qualifikationen miteinander verbinden zu können, stand bei vielen Frauen auch für die Zeit nach der Promotion im Vordergrund. Ziele, Erwartungen, Wünsche hingen auch davon ab, in welcher Promotionsphase sich die einzelne befand. Von daher war es nicht verwunderlich, daß die Frauen, die ihre Promotion schon abgeschlossen hatten oder kurz davor standen, konkretere Ziele formulieren konnten.

Besonders beeindruckt war ich, über das Interesse an unterschiedlichen durchweg spannenden Biographien hinaus, davon, daß viele das Bedürfnis nach Vernetzung in den Vordergrund stellten. Hierin drückte sich auch eine Kritik an den universitären Forschungsbedingungen aus, die häufig von Profilierungssucht und Konkurrenzgehebe geprägt sind. In diesem Zusammenhang konnte eine Historikerin auf die Gründung eines Instituts (Rheinisches Institut für Geschichte und Gedächtnis) verweisen, das sie aus dem Wunsch nach Vernetzung heraus mitgegründet hatte.

Eingeleitet wurde der Nachmittag durch eine kurze Vorstellung der vier Referentinnen (Gudrun Ehlert, Tamara Frankenberger, Cornelia Spohn, Leonie Wagner). Hierbei bestätigte sich der Eindruck des Vormittags, daß die Wege hin zu einer Promotion und die Wege danach sich sehr unterschiedlich darstellen. Die Referentinnen vermittelten ebenso wie die Teilnehmerinnen Begeisterung und Engagement für ihr jeweiliges Vorhaben.

Mein spontaner Eindruck, daß die vier Frauen sehr gut aufeinander eingespielt waren und sich auf angenehme Weise aufeinander beziehen konnten, erklärte sich dann für mich durch die Tatsache, daß sie sich auf einer früheren Wissenschaftlerinnen-Werkstatt zusammengefunden hatten und seitdem untereinander *vernetzt* waren und sich in der Zeit ihrer Promotionen wirksam unterstützen konnten. Der Gruppe war über das Interesse an den anderen Forschungs- oder professionellen Vorhaben hinaus ein persönliches Interesse an der Lebenssituation der anderen anzumerken. Erfrischend für mich war zu hören, daß es immer auch ein »danach« gibt, und daß dieses »danach« sich aus der Kompetenz, den Interessen und dem Engagement der einzelnen entwickelt.

Als wir dann im weiteren die Eindrücke des Vormittags sammelten, spielte neben dem Thema »Vernetzung« das Thema »Brüche« eine besondere Rolle. Vormittags war schon erkennbar gewesen, daß es teilweise gerade die Umwege oder Irrwege waren, die eine letztendlich an ihr Promotionsthema herangeführt hatten. Die vier Referentinnen betonten – aus ihren unterschiedlichen biographischen Erfahrungen heraus –, daß sie die »Brüche« als wichtige Fixpunkte in ihrer Biographie und nicht als Hindernisse »auf dem Weg nach oben« interpretierten. Interessant – und nicht untypisch für Frauenzusammenhänge – erschien mir, daß die Referentinnen, aber auch ein großer Teil der Teilnehmerinnen dem Faktor »Glück« eine relative Bedeutung in ihrem professionellen Werdegang beimaßen. Wobei sich bei Nachfragen ergab, daß auch »Glück« sich nicht von alleine einstellt, sondern hierfür Kompetenz und Engagement gleichermaßen Voraussetzungen sind.

Daß die Atmosphäre in der Arbeitsgruppe von Neugier, Offenheit und Interesse geprägt war, lag einerseits an uns als Teilnehmerinnen und andererseits an den gut vorbereiteten Referentinnen, die ein großes Interesse daran hatten, die Frauen der Arbeitsgruppe auf angenehme Weise zu unterstützen und an ihren Erfahrungen teilhaben zu lassen. An dieser Stelle möchte ich mich auch bei den Organisatorinnen der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt bedanken, ohne deren Engagement diese Arbeitsgruppe nicht zustande gekommen wäre. Den Referentinnen danke ich dafür, daß es ihnen gelungen ist, den Spaß und die Lust am Forschen eindrücklich zu vermitteln.

III. Ergebnisse der Forschungs- projekte

DENKANSÄTZE ZUR GESCHLECHTERFRAGE IN DER SCHULBUCHFORSCHUNG

Ulrike Fichera

Im Zusammenhang mit der Diskussion um Ansätze feministischer Theorie, die in den bisherigen Wissenschaftlerinnen-Werkstätten geführt worden sind, will ich hier einen frühen feministischen Ansatz vorstellen, der aber immer noch aktuell und bedeutsam ist und den ich im Rahmen meiner Dissertation herausgearbeitet habe. Es ist der feministische Ansatz der Kritik an Weiblichkeits- und Geschlechterideologie.

Während z. B. gerade im Bereich der Beziehungen zwischen Frauen und hinsichtlich der Wertschätzung unter Frauen der Affidamento-Ansatz der Italienerinnen von Bedeutung sein kann, gibt es Bereiche und Situationen, in denen ein ideologiekritischer Ansatz gefragt ist, mit dem Wissenschaft und Gesellschaft kritisch analysiert werden können. Einen solchen Bereich stellt der Bildungssektor mit der Institution Schule und deren didaktischen Medien dar. Kritik an Schule, Schulbüchern und deren »Heimlichem Lehrplan geschlechtsspezifischer Erziehung« ist seit den 60er/70er Jahren ein Begriff. Um Ansätze, die in diesem Zusammenhang diskutiert und entwickelt worden sind, soll es hier gehen. Es handelt sich dabei um feministische und nicht-feministische, wobei der Schwerpunkt auf dem feministisch-ideologiekritischen Ansatz liegt.

Zuvor zum besseren Verständnis erst noch einige Vorbemerkungen zu Forschungsstand und Forschungsdesign meines Dissertationsprojekts. Das Thema meiner Dissertation lautete »Zur Darstellung der Geschlechterfrage in der Schulbuchkritik. Kritische Bestandsaufnahme der Schulbuchdiskussion in der BRD aus Sicht der Frauenforschung«. Da der Forschungsstand von einem Mangel an Dokumentation und metatheoretischer Aufarbeitung geprägt war, hatte ich es mir zur Aufgabe gemacht, die überall zerstreuten Texte zusammenzutragen und die Schulbuchdiskussion seit Bestehen der BRD unter dem Aspekt der Geschlechterfrage zu untersuchen. Ziel dieser Untersuchung war es, eine Dokumentation und Sekundäranalyse über diejenigen Schulbuchanalysen zu erstellen, die die Geschlechterfrage in irgendeiner Weise berücksichtigt hatten und eine Einordnung in den Theoriezusammenhang der pädagogischen Frauenforschung vorzunehmen.

Der Klarheit halber sei nochmals betont: Ich habe keine Schulbücher, sondern bereits erstellte Schulbuchanalysen sowie deren Folgeliteratur untersucht. Untersuchungsgegenstand waren folglich diejenigen Schriften zur Schulbuchdiskussion in der ehemaligen BRD, die die Geschlechterfrage in irgendeiner Weise thematisiert hatten. Das heißt,

ich habe nicht nur eindeutig geschlechtsdifferente Analysen zum »Bild der Frau« untersucht. Auch diejenigen Schulbuchkritiken, die z. B. »Das Bild des Kindes«, »Das Bild der Familie«, »Das Bild der Arbeitswelt« u. ä. analysiert hatten, wurden von mir daraufhin abgesucht, ob und wie die Geschlechterfrage berücksichtigt worden war. Schulbuchkritiken, die die Geschlechterfrage ignoriert hatten, wurden nicht einbezogen.

In meiner Untersuchung fragte ich ...

- nach den theoretischen Denkansätzen der Arbeiten zur Geschlechterfrage und
- welche Emanzipationsvorstellungen sie hervorgebracht haben,
- nach der Entwicklung dieser Ansätze in der über vierzigjährigen Diskussion,
- nach der Rezeption der Kritik an den Schulbüchern bei bildungspolitischen Entscheidungsträgern (z. B. bei Kultusministerien, Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft etc.),
- nach der Entstehungsgeschichte der sexismuskritischen Schulbuchdiskussion und
- nach der Geschlechtszugehörigkeit der AutorInnen.

Die Quellen wurden systematisch seit Bestehen der alten BRD bis Ende 1989 gesucht. Spätere Texte, die zufällig zu meiner Kenntnis gelangten, wurden ebenfalls einbezogen. Mein Interesse war es, die innovative wissenschaftliche und bildungspolitische Leistung der feministischen Schulbuchforschung sichtbar zu machen und sie für die Geschichte der Pädagogik zu erhalten.

In diesem Beitrag will ich mich zunächst auf die Ergebnisse der theoretischen Verortung konzentrieren (Kap. 1) und im Anschluß daran noch kurz auf die höchst spannende Entstehungszeit der feministischen Schulbuchforschung eingehen (Kap. 2).

1. THEORETISCHE EINORDNUNG DER SCHULBUCHANALYSEN

Der erste Schwerpunkt liegt auf der Frage, welche Denkansätze zur Geschlechterfrage den Schulbuchanalysen zugrunde liegen (1.1). Der zweite Schwerpunkt widmet sich jenen Vorstellungen, die zur Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses hervorgebracht wurden (1.2).

1.1 Ansätze zur Geschlechterfrage

Die Behandlung der Geschlechterfrage in den Schulbuchanalysen geschah auf sehr unterschiedliche Art und Weise. Das deutet auf die Einbindung der AutorInnen in unterschiedliche Theorie- und Diskussionszusammenhänge hin. Das Spektrum reicht von

Analysen, die im Diskussionszusammenhang von Frauenforschung und Frauenbewegung entstanden waren, über Arbeiten, die eher den Bereichen der Kritischen Erziehungswissenschaft und Emanzipatorischen Pädagogik nahestanden, bis hin zu Untersuchungen aus einer konservativ-ontologischen Richtung oder solchen, die im Rahmen meiner Untersuchung nicht mehr einzuordnen waren.¹

Die in meiner Untersuchung vorgenommene theoretische Verortung der Schulbuchanalysen aus feministischer Forschungsperspektive hat die unterschiedlichen Denkansätze, Positionen, Strömungen, Erkenntnisinteressen, Erklärungsmuster und dergleichen beschreibbar gemacht und darüber hinaus einen weiteren theoretischen Ansatz sichtbar werden lassen, der in der pädagogischen Frauenforschung noch nicht explizit beschrieben worden war. Ich habe ihn »Ansatz der subsumierten Geschlechterfrage« genannt.

Wie schon angedeutet, war es ein Kennzeichen der vorliegenden Schulbuchanalysen, daß sie die Geschlechterfrage in irgendeiner Weise und mehr oder minder untersuchten. Aus diesen heterogenen Zugriffsweisen habe ich die folgenden drei Denkansätze herausgearbeitet:

- die feministischen Ansätze,
- den Ansatz der ontologisch-hierarchischen Denkweise
- und als neues Denkmodell die Ansätze der subsumierten Geschlechterfrage.

Für die Schulbuchanalysen habe ich den Begriff »Nebenkategorie-Analysen« geprägt (siehe Schaubild am Ende des Textes).

1.1.1 Merkmale der feministischen Ansätze²

Die Geschlechterfrage wird als zentrales gesellschaftliches Ungleichheitsverhältnis begriffen und mit feministischem Erkenntnisinteresse untersucht. Die Forschungskategorie »Geschlecht« ist eine zentrale, die Gesamtfragestellung strukturierende und konzeptionell tragende Kategorie. Sie wird als soziale und nicht als ontologische Kategorie begriffen.

Ziel der Schulbuchuntersuchungen ist Analyse und Kritik an denjenigen Denkansätzen und gesellschaftlichen Verhältnissen, die Gleichberechtigung und Emanzipation

1 Für mich sind pädagogische Frauenforschung und Kritische Erziehungswissenschaft – trotz bestehender Abgrenzungen und Unterschiede, um die es in diesem Beitrag u. a. auch geht – keine gegensätzlichen Begriffe in dem Sinn, daß feministische Erziehungswissenschaft keine »kritische« wäre, da ja beide den Anspruch von Gesellschafts- und Wissenschaftskritik vertreten. Da aber in der Literatur die beiden Begriffe üblich sind, gebrauche ich sie hier ebenfalls.

2 Wenn ich hier wesentliche Dimensionen und Merkmale des feministisch-ideologiekritischen Ansatzes definiere, so soll damit nicht zu einer ahistorischen Festschreibung und Ideologisierung von Frauenforschung beigetragen werden. Deren transitorischer Charakter soll damit nicht angetastet werden.

verhindern. Zum einen geht es um das Aufzeigen der Diskrepanz zwischen dem grundgesetzlichen Gleichberechtigungsgebot und dessen mangelhafter Realisierung in den Schulbüchern und zum anderen um das Durchschaubarmachen des »Heimlichen Lehrplans der Geschlechtererziehung«, der den Personendarstellungen der Schulbücher zugrunde liegt mit dem Ziel der Aufhebung des asymmetrischen Geschlechterverhältnisses. Das heißt, feministische Analysen kritisieren Diskriminierungen von Frauen in Form von Ausgrenzung, Unterdrückung, Ausbeutung u. ä. sowie gerade jene Frauen- bzw. Geschlechterdarstellungen, die sich vom ontologischen Denkansatz der Geschlechterhierarchie ableiten. Dieses Denkgebäude wird von den AutorInnen als Weiblichkeits- bzw. Geschlechterideologie entschlüsselt, indem sie es mit der ganz anders gelebten Realität und den Erfahrungen von Frauen konfrontieren. So wird z. B. sehr oft argumentiert, daß das »Bild der Frau«, wie es in der asymmetrischen »Bürgerlichen Geschlechterphilosophie« (Schmid, 1989) und in den Lehrwerken gezeichnet wird, nicht der Wirklichkeit entspreche, sondern ein veraltetes, stereotypes, ideologisches Denkkonstrukt darstelle.

Das feministische Erkenntnisinteresse ist oft schon aus den Überschriften abzulesen. Feministische Schulbuchforscherinnen bringen die »Kernaussage« schon meist in phantasievollen Titeln auf den Punkt, z. B.:

- Was können Hans und Liese? Modelle der »modernen« Mädchenerziehung in hessischen Lesebüchern (Sollwedel, 1967),
- Femina non est homo? (Elbracht/Mosler, 1972),
- Mariechen's Weg ins Glück? (Karsten, 1977),
- Bollwerk des Patriarchats (Rauch, 1977),
- For men must work and women must weep (Hellinger, 1980),
- Der lange Marsch der Samenzellen (Schaeffer-Hegel, 1982),
- Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau... (Ohlms, 1984), usw.

Im Rahmen der geschlechtsspezifischen Erziehung wird Schulbüchern – besonders in den 70er Jahren – eine gewisse, mehr oder minder große Wirkung zugeschrieben. Darüber hinaus erhalten sie ihre bildungs- und frauenpolitische Bedeutung, indem sie als Indikator für die Bereitschaft der Kultusministerien gelten, das Gleichberechtigungsgebot in Lehrwerken umzusetzen.

1.1.2 Merkmale des Ansatzes der Subsumierten Geschlechterfrage

Die Kategorie »Geschlecht« als soziale ist vorhanden – allerdings als Nebenkategorie und konzeptionell nicht tragend. Das zentrale Anliegen bezieht sich auf die kritische

Analyse eines anderweitigen gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnisses, für das Veränderung angestrebt wird. Die geschlechtsdifferenzierend untersuchten Themenbereiche und Fragestellungen werden meist additiv in einem Sonderkapitel hinzugefügt. Die übrigen Kapitel sind vom Ansatz der übergangenen Geschlechterfrage geprägt. Die Gesamtsicht und der zentrale Theorierahmen werden von der Geschlechterfrage nicht grundsätzlich tangiert. Die Analyse leistet keine grundlegende Kritik am asymmetrischen Geschlechterverhältnis und an der Diskriminierung von Frauen. Die Schulbuchanalysen dieses Ansatzes konnten deshalb auch nur bedingt zur emanzipatorischen Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses beitragen (s. u.).

1.1.3 Merkmale des ontologisch-hierarchischen Ansatzes

Diesen Analysen geht es nicht um Kritik und Veränderung von sexistischen Denkansätzen oder patriarchalen Strukturen. »Geschlecht« wird nicht als soziale Kategorie, sondern als biologisch gesetzte, unveränderliche begriffen. Die Geschlechterdifferenz wird mit einem ontologischen Erklärungsmuster begründet. In dieser Sicht vom »natürlichen Wesen der Frau« und ihrer Bestimmung als Mutter richtet sich die Kritik bestenfalls auf die »altmodische« Darstellung der Mütter, aber keinesfalls auf Befreiung aus gesellschaftlichen und ideologischen Zwängen.

1.1.4 Zusammenfassung

Zusammenfassend will ich auf die Gemeinsamkeiten und auf die Unterschiede zwischen den drei Ansätzen eingehen (s. auch Schaubild am Ende des Aufsatzes). Eine Gemeinsamkeit bestand darin, daß sie die Geschlechterfrage nicht »übergangen« (um mit Pregel's Worten zu sprechen), sondern daß sie die Darstellungen von Frauen und Mädchen bzw. Jungen und Männern in den Schulbüchern untersuchten.

Der erste wesentliche Unterschied bestand darin, ob die Analysen die Geschlechterdarstellungen in kritischer Absicht analysierten und auf eine Veränderung in der Geschlechterfrage abzielten, oder ob sie eher affirmative Interessen verfolgten. Darin lag der große Unterschied zwischen den feministischen (inklusive Nebenkategorie-) Ansätzen auf der einen und dem ontologisch-hierarchischen Ansatz auf der anderen Seite. Während Analysen, die dem ontologisch-hierarchischen Ansatz folgten, keine grundsätzliche Veränderung des Geschlechterverhältnisses intendierten, war gerade den feministischen Analysen die Kritik am bestehenden Geschlechterverhältnis mit dem Ziel der Veränderung und Verbesserung desselben ein Hauptanliegen.

Der zweite wesentliche Unterschied lag in der kontroversen Einschätzung des Geschlechterverhältnisses und im Stellenwert, der der Geschlechterfrage im Rahmen der Gesamtfragestellung beigemessen wurde. Entweder war sie eine zentrale und kon-

zeptionell leitende Fragestellung, die für alle Fragen und Hypothesen strukturierend war, oder sie wurde nachrangig und nicht systematisch, sondern lediglich in einzelnen Fragestellungen oder Sonderkapiteln behandelt. Dieser Unterschied kam besonders zwischen den feministischen Ansätzen und dem Ansatz der »Subsumierten Geschlechterfrage« zum Tragen.

Ein dritter Unterschied betraf das Erklärungsmuster. Den Analysen liegen zwei grundsätzlich unterschiedliche Erklärungsmuster zu Fragen der Geschlechterdifferenz zugrunde. Während das eine affirmative und biologistische Erklärungsmuster von einem »ontologisch ahistorisch gesetzten Wesen von Frau und Mann« ausgeht, Geschlecht als statische Kategorie begreift und an einem von Natur aus als gegeben betrachteten Geschlechterverhältnis festhält (Brehmer, 1987b), wendet sich das andere Erklärungsmuster gegen eine ontologische Setzung von Differenz zwischen den Geschlechtern und verweist auf gesellschaftlich-historische Erziehungseinflüsse. In dieser sozialisationstheoretischen Argumentation wird Geschlecht als soziale Kategorie begriffen und Veränderungsbedarf und -willen im Geschlechterverhältnis angestrebt. Zwischen affirmativem oder kritischem Erkenntnisinteresse und deren jeweiligen Erklärungsmustern bestand ein Zusammenhang. Den Analysen mit feministischem oder subsumiertem Ansatz, die gesellschaftliche Veränderungen anstrebten, lagen sozialisationstheoretische Deutungsmuster zugrunde.

1.2 Vorstellungen zur Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses

In den Schulbuchanalysen wurde nicht nur Kritik geübt, sondern explizit oder implizit wurden auch alternative gleichberechtigungsorientierte Veränderungsvorstellungen entworfen. Die wesentlichsten habe ich herausgefiltert. In einem ersten Schritt geht es um feministische Emanzipationsvorstellungen und in einem zweiten um solche, die im Ansatz der subsumierten Geschlechterfrage entstanden sind.

Während die feministischen Schulbuchanalysen – wie beschrieben – in ihrer Kritik an Unsichtbarmachung, Hierarchisierung, Ontologisierung und Ideologisierung und dem Ziel der Gleichberechtigung grundsätzlich übereinstimmen, unterschieden sich die Texte hinsichtlich ihrer Vorstellungen zur Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses und in der Frage, welchem Geschlecht die Veränderungsleistung hauptsächlich abverlangt werden sollte.

1.2.1 Emanzipationsansätze innerhalb des feministischen Denkmodells

Innerhalb des feministischen Denkmodells konnten drei Emanzipationsansätze herausgearbeitet werden:

- der Ansatz der Gleichstellung,
- der Ansatz der Wertschätzung der Lebensrealitäten von Frauen,
- der Ansatz der Androgynität.³

1.2.1.1 Zum Typ »Gleichstellungsansatz«

»... und findet sich kein Beispiel, das Mädchen auf staatsbürgerliche oder öffentliche Tätigkeiten hinweisen könnte.« (Sollwedel, 1967:11)

Für die Analysen, die dem Gleichstellungsansatz nahestanden, war es typisch, daß sie ihre Kritik vorrangig auf die Weiblichkeitsideologie und auf Diskriminierungen von Frauen richteten. Veränderungen wurden in erster Linie bei den Frauendarstellungen angestrebt. Die Vorstellungen waren stark von dem Gedanken des »Aufholen-Müssens« bestimmt. Sie zielten auf gleiche Teilhabe und Rechte von Frauen besonders an den Bereichen Bildung, Beruf, Öffentlichkeit und Politik, die in der Regel von Männern dominiert und geprägt waren. Emanzipation bedeutete Erlernen sog. »männlicher« Eigenschaften, Verhaltensweisen, Kompetenzen und Eroberung männerdominierter gesellschaftlicher Räume. Für Frauen sollten die gleichen Zugangsmöglichkeiten zu materiellen Ressourcen, Machtpositionen und staatsbürgerlichen Rechten gelten. Zielvorstellung ist die berufstätige Frau und die Staatsbürgerin, die öffentliche Verantwortung übernimmt. Diesen – berechtigten – Vorstellungen liegt aber letztendlich ein Verständnis zugrunde, nach dem Gleichberechtigung über Angleichung von Frauen an bestehende, »männlich« geprägte Normen, Werte und Lebensentwürfe sowie über Aufhebung von Geschlechtertrennung erreicht werden soll.

So schreibt Sollwedel 1967 in der ersten feministischen Analyse: »Bei den Mädchen gibt es keinerlei Hinweise auf etwaige spätere Berufstätigkeit. Das Erziehungsbild ist vollständig klischiert, vom Puppenmütterchen zur Haushaltshilfe der Mutter und zum später unkritischen, denkfähigen, treusorgenden Mütterlein. Außer Berichten über die »weiße Rose« findet sich kein einziges Beispiel, das Mädchen auf staatsbürgerliche oder öffentliche Tätigkeiten hinweisen könnte.« Sie faßt zusammen: »Durch die Über-

3 Ich lehne mich hier an Begriffe von Prengel an. Brehmers Ansatz der geschlechtsübergreifenden Differenz lag damals noch nicht ausformuliert vor und konnte deshalb nicht berücksichtigt werden (Man. 1993).

betonung der Familien- und Haushaltspflichten werden die Mädchen geradezu zu Außenseitern der Gesellschaft erzogen; über die geringe Bereitschaft der Frauen, öffentliche Verantwortung zu übernehmen, braucht sich nach dem Erziehungsbild der Lesebücher niemand mehr zu wundern.« (1967: 11, 12).

In einer Lesebuchanalyse kritisiert Jutta Henke 1974, daß berufstätige Frauen nur in »typischen Frauenberufen (wie Schneiderin, Verkäuferin, Stenotypistin, Lehrerin usw.) oder in ungelernten Berufen (Marktfrau)« dargestellt werden. Ihre Emanzipationsvorschläge lauten so: »Fließbandarbeiterinnen, Ärztinnen, Frauen in technischen Berufen und in sog. »männlichen« Berufen (Kranführerin, Schlosserin usw.), Frauen in Führungspositionen ... und als erfolgreiche Unternehmerinnen« (Henke u. a., 1974: 238).

Es wird deutlich, daß die Notwendigkeit zur Veränderung fast ausschließlich bei den Frauen und Mädchen gesehen wird, daß männerorientierte Maßstäbe noch nicht grundlegend in Zweifel gezogen werden, und daß Realisierung von Gleichberechtigung in dieser Sicht weitgehend eine Frauenfrage bzw. eine Mädchenfrage bleibt.

Analog zur Erwachsenenwelt soll z. B. auch in der Spielwelt der Kinder Gleichberechtigung durch Aufhebung von Geschlechtertrennung erreicht werden, wobei eine unhinterfragte Akzeptanz von typischen Jungenspielen bzw. Anpassung von Mädchen an Spiele und Regeln der Jungen Geltung hat. Ein Beispiel: Die Autorinnen kritisieren »überwiegend geschlechtsspezifische Spiele als Vorbereitung der Mädchen auf ihre künftige Rolle als Hausfrau und Mutter«. Im Sinne von Emanzipation schlagen sie vor: »Sport und Spiele gleichberechtigt mit Jungen (z. B. technisches Spielzeug), Ausführung von Reparaturen (z. B. Fahrrad flicken)« (Henke/Kehl/Wittfeld/Wolf, 1974: 238). Es ist ersichtlich, daß die Autorinnen die Spiele und Beschäftigungen der Jungen als für Mädchen erstrebenswert ansehen, weil sie die jungenspezifischen Stereotypisierungen noch nicht bemerken. Eine Beteiligung der Jungen an den sogenannten Mädchenspielen wird nicht vorgeschlagen. Es wird keine Veränderung beim männlichen Geschlecht reklamiert.

Mit dieser Sichtweise befanden sich die Autorinnen in Übereinstimmung mit den Gleichberechtigungsvorstellungen jener Zeit. Auch bei der Einführung der Koedukation in den 60er Jahren versprach man sich – ohne kritisches Erkennen von androzentrischen Inhalten und Strukturen – allein von der Aufhebung der Geschlechtertrennung und Einpassung der Mädchen in bestehende Jungenschulen schon die Realisierung der Gleichberechtigung.

Dennoch kann nicht von einer ausschließlich stringenten Form dieses »Defizit-Ansatzes« bei den frühen Schulbuchanalysen gesprochen werden. Kritik an Männern und »männlichen« Normen blitzte auch schon damals auf. Sie entzündete sich an der »patri-

archaischen Familie« und der »Rollenverteilung nach altem Schema« bei der Hausarbeit. Sollwedel kritisierte bereits 1970: »Mutter wäscht ab und flickt, derweilen der Vater Zeitung liest ... Partnerschaftliche Hilfe besteht höchstens im mißvergnügten Tellerabtrocknen der Söhne. Der Vater schaltet von vornherein aus. Hausarbeit und Mutterrolle werden undurchsichtig miteinander verquickt.« (Sollwedel, 1970: 7). Auch Henke wirft an einer Stelle ihrer Analyse einen kritischen Blick auf Männer, wenn sie schreibt: »In dem Buch ... wird ein Mann nicht ein einziges Mal bei einer die Haushaltsführung betreffenden Tätigkeit dargestellt.« (1973: 262).

Hier deutet sich – neben der Kritik an geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung – der Perspektivenwechsel zur »Aufwertung der Realität von Frauen« und der ihnen abverlangten Arbeit bereits vorsichtig an. Diese Argumentationslinie verliert sich nicht mehr, wird jedoch erst in den folgenden Jahren weiter ausgearbeitet. Vorläufig wird Haus- und Erziehungsarbeit als typische, unbezahlte »Frauenarbeit« aus der Perspektive eines männerorientierten Maßstabes noch abgewertet und in ihrem gesellschaftlichen Wert noch nicht benannt. Sie wird noch nicht zum selbstbewußt-positiv besetzten Thema, und der kritische Blick auf »den Mann« bleibt marginal. Zur Realisierung von Gleichberechtigung wird das Recht von Frauen auf Berufstätigkeit – als wesentliche Basis für ökonomische und geistige Unabhängigkeit – gefordert. Die androzentrische Ausrichtung der Berufswelt, männlich-stereotype Lebensplanungen und Standards oder hierarchische Interaktionen zwischen den Geschlechtern werden noch nicht thematisiert.

Trotz der noch latent vorhandenen Unterbewertung von Frauen und Überbewertung androzentrischer Beurteilungsmaßstäbe liegt die große wissenschaftliche Leistung der ersten Analysen darin, den feministischen Ansatz für die Schul(buch)forschung entwickelt zu haben. Es ist ein grundlegendes Verdienst der »Gleichstellungs-Analysen«, die Benachteiligungen von Frauen und die sexistische Ideologie, die in den Darstellungen der weiblichen Personen in »amtlichen« Lehrwerken zum Ausdruck kommt, herausgearbeitet und Öffentlichkeit und Ministerien vehement darauf aufmerksam gemacht zu haben. Angesichts der damals in Wissenschaft und Gesellschaft noch kaum hinterfragten Geschlechterideologie war diese Sichtweise sehr innovativ und zukunftsweisend (s. u.).

Das Theorem, das auch die Rolle des Mannes sowie die Beziehungen zwischen den Geschlechtern kritisch zur Disposition stellt, gewinnt in den folgenden Jahren an Konturen. So sprechen z. B. Wagner/Frasch/Lamberti in ihrer Untersuchung »Mann – Frau. Rollenklischees im Unterricht« von 1978 davon, daß sich »*die Rolle der Frau* ... ebenso ändern (muß) wie die des *Mannes*« (1978: 21, Hervorhebung durch die Autorinnen).

So ist es denn für die Schulbuchanalysen, die im Ansatz der »Wertschätzung der Lebensrealitäten von Frauen« und dem der »Androgynität« verortet wurden, charakte-

ristisch, daß sie den einseitig »männlich« orientierten Maßstab aufgeben und differenziertere Bewertungen vornehmen.

1.2.1.2 Zum Typ »Wertschätzung der Lebensrealitäten von Frauen«

»... macht Vater ... mit den Kindern eine Fahrradtour und hält sich ansonsten sehr im Hintergrund.« (Müller, 1984: 26)

Für den Ansatz, der Lebensrealitäten und Leistungen von Frauen sichtbar macht und wertschätzt, ist eine selbstbewußte Umbewertung männerorientierter Maßstäbe charakteristisch. Ebenso wie beim Gleichstellungsansatz wird auch hier der gleiche Zugang von Frauen zu Rechten, Ressourcen und Unabhängigkeit gefordert, aber es gilt ein frauenbewußterer Maßstab, welcher Kompetenzen und Leistungen von Frauen anerkennt und u. a. der Haus- und Erziehungsarbeit einen gesellschaftlichen Stellenwert beimißt. Aus dieser Sicht richten sich Kritik und Veränderungsvorstellungen auch auf Schulbuchmänner und deren stereotype Lebensentwürfe, z. B. als »Nur-Berufstätige« und abwesende Väter. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist ein zentraler Kritikpunkt.

So kritisiert Pia Müller in der Analyse eines Sachkundebuchs unter dem Punkt »Darstellung der Familie«, daß der Familienvater seinem Beruf nachgeht, während die Frau wegen der Familie ihren Beruf aufgegeben hat. »Familienpflichten fordern offenbar von der Frau den Verzicht auf Berufstätigkeit. Männer dagegen haben keine Probleme, Familie und Beruf miteinander zu vereinbaren, ... weil ... die Mutter für die gesamte Reproduktion der Familie zuständig ist.« Die Familienpflichten des Schulbuchvaters »dagegen beschränken sich darauf, daß er sich abends zu den Kindern setzt und sich erzählen läßt, was sie tagsüber erlebt haben«.

Müller kritisiert weiter, daß es »eine entsprechende Arbeitsteilung schon zwischen den Kindern« gebe. Im Gegensatz zur Schwester würde der Bruder »keineswegs zur Hilfe im Haushalt herangezogen« (Müller, 1984:6). Sie faßt zusammen: »Von einer selbstverständlichen Beteiligung der Männer an den Aufgaben in Haushalt und Familie oder gar von einer gleichwertigen Arbeitsteilung zwischen Frau und Mann in der Familie kann in diesem Lernbuch keine Rede sein.« (1984: 7).

In einer Analyse von Mathematikbüchern (1989), die von Constanze Lopatecki und Irene Lüking durchgeführt wurde, wird der Wertschätzungsansatz besonders bei der Interpretation der Untersuchungsergebnisse zur Darstellung der Jugendlichen deutlich, indem die Autorinnen auch das affirmativ-ontologische »Jungenbild« kritisieren

und konsequente Veränderungs- und Emanzipationsforderungen gerade auch an die Schulbuchjungen stellen. Sie kritisieren, daß in den wenigen Schulbüchern, in denen sich ein »vorsichtiger Wandel« angedeutet hat, ... »eine Angleichung der Spielgewohnheiten von Mädchen an die der Jungen« stattgefunden hat, daß aber »der umgekehrte Fall die Ausnahme bleibt« (1989: 33), und »... daß Mädchen in ihren Verhaltensweisen und Tätigkeiten an die der Jungen angeglichen worden seien, wobei die Darstellung der Jungen jedoch dem Althergebrachten verhaftet bleibt«. Sogenannte »weibliche« Domänen bleiben den Jungen fast völlig vorenthalten; sie werden nach wie vor in ihrer traditionellen Rolle bestärkt (Lopatecki/Lüking, 1989: 20). Zum Stichwort »soziale Kompetenzen« stellen sie fest, daß Schulbuchmädchen »in der Regel nicht als aktiv am Unterricht oder am Schulgeschehen teilnehmend dargestellt« würden, obwohl sich in der »Schulwirklichkeit ... häufig primär Schülerinnen um die Gestaltung der sozialen Beziehungen, um Mitwirkung in der SchülerInnen-Mitverwaltung usw. bemühen« (Lopatecki/Lüking, 1989: 142).

Es ist ersichtlich, daß in diesem Denkansatz typisch »männliche« Normen, Lebens- und Verhaltensweisen etc. nicht mehr der Maßstab für die Veränderungen von Frauen sind. Im Gegenteil: Frauen benennen Defizite bei Männern gerade im Hinblick auf Haus-, Erziehungs- und Fürsorgearbeit, formulieren selbstbewußt sog. »typische« Leistungen von Frauen und erwarten Veränderungsbereitschaft und -leistungen auch von Männern. Gleichberechtigung wird zu einer Problematik, um die sich nicht nur Frauen, sondern auch Männer zu bemühen haben.

Methodische Grundlage für diesen Ansatz war ein Vorgehen, das die weitgehende Zentrierung des analytischen Blicks auf Frauen (wie beim früheren Gleichstellungsansatz) erweiterte, indem – unter Beibehaltung von Parteilichkeit mit Frauen und mit feministischem Erkenntnisinteresse – die Erforschung beider Geschlechter und der Hierarchie im Geschlechterverhältnis stärker zielführend wurden.

1.2.1.3 Zum Typ »Androgynitätsansatz«

»... Inga weiß eine Menge über Geysire auf Island zu berichten ... Peter gießt Blumen ...«

Im Ansatz der Androgynität werden hinsichtlich der Veränderungen ebenfalls beide Geschlechter beachtet und gefordert. Es werden sowohl ontologisch geprägte Frauen- als auch Männerdarstellungen kritisiert. Es wird ein Maßstab zugrunde gelegt, der beiden Geschlechtern gerecht werden will, indem jedes Geschlecht seinen geschlechtsspezifischen Anteil verändern und ihn um den komplementären geschlechtsspezifischen

schen Anteil des anderen Geschlechts erweitern soll. In der Analyse von Donat, Henke und Sinzel (1988), die überwiegend androgynen Vorstellungen entwarfen, wurden z. B. Frauen imaginiert, die Abenteuer erleben, Mädchen, die sich mit Geysiren in Island auskennen, Jungen, die Blumen gießen und Männer, die Kinder versorgen usw. ... (Fichera, 1996).

1.2.1.4 Entwicklung der feministischen Diskussion

Es wird deutlich, daß innerhalb der feministischen Schulbuchforschung eine Entwicklung stattgefunden hat. Wie ein immer stärker werdender »lila Faden« hat sich feministisches Bewußtsein weiterentwickelt:

- vom noch stark männerorientierten Maßstab im Gleichstellungsansatz zum selbstdefinierenden, Frauen und ihre Arbeit wertschätzenden Maßstab in den späteren Emanzipationsansätzen,
- vom analytischen Blick auf »die Frau« zur feministischen Geschlechterforschung,
- von der Kritik an der Weiblichkeitsideologie zur Kritik an der Geschlechterideologie,
- vom Interesse am Erkennen von Diskriminierungen von Frauen zum Erkenntnisinteresse an Leistungen, Stärken, Kompetenzen und Erfolgen von Frauen,
- von den Defiziten »der Frau« zu den Defiziten von Männern,
- von Veränderungsansprüchen an Frauen zu Veränderungsforderungen auch an Männer und das Geschlechterverhältnis,
- von der Forderung nach gleichen Rechten zu den Forderungen nach gleichen Rechten und selbstbestimmender Definitionsmacht.

Kurz, um es mit Gerda Lernalers Worten zu sagen: vom »Gleiche-Rechte-Feminismus« zum »Emanzipations-Feminismus« (1993: 292).

Als Kritik und Desiderat bleibt jedoch festzuhalten, daß es die feministische Schulbuchkritik – trotz ihrer berechtigten Parteilichkeit mit Frauen als gesellschaftlich diskriminierter Gruppe – versäumt hat, die zusätzliche oder »andere« Betroffenheit (Schultz, 1990: 52) von Frauen und Mädchen aufgrund ihrer Zugehörigkeit zu weiteren »Benachteiligtengruppen« zu reflektieren. Die sozialen Kategorien »Ethnie/Migration«, »Behinderung«, »Generationen«, »Schicht« u. ä. sollten zukünftig mitberücksichtigt werden.

1.2.2 Emanzipationsansätze im Modell der Subsumierten Geschlechterfrage

Hier wurden zwei Richtungen herausanalysiert: die sozialistische und die schichtenspezifische Denkrichtung. Bei diesen Schulbuchanalysen, die ich »Nebenkategorie-Analysen« nannte, war die Darstellung der Geschlechterfrage zwar in einer gewissen kriti-

schen Absicht untersucht worden – jedoch nicht im Sinn feministischer Wissenschaft (vgl. 1.1.2). Sie hatten einen gesellschaftskritischen Anspruch und standen in der Regel dem Diskussions- und Forschungszusammenhang der »Kritischen Erziehungswissenschaft« bzw. »Emanzipatorischer Pädagogik« nahe. Einerseits war es erfreulich, daß sie die Geschlechterfrage mit kritischer Absicht thematisierten, andererseits wandten sie die soziale Analysekategorie »Geschlecht« jedoch nicht als zentrale oder als Querschnittskategorie an, sondern lediglich als unsystematisch-additive und als untergeordnete, z. B. in einem »Sonderkapitel« oder sporadisch bei einzelnen Fragestellungen. Das hatte zur Folge, daß sie mit einer derartigen Analyse zwar die eine oder andere Ungerechtigkeit erkennen, aber nicht das komplexe Machtverhältnis zwischen den Geschlechtern erfassen und keine grundlegenden Veränderungsvorstellungen entwickeln konnten.

Weil in diesen »Nebenkategorie-Analysen« das Geschlechterverhältnis einem anderen gesellschaftlichen Ungleichverhältnis, z. B. der Schichtenfrage oder dem Widerspruch von Kapital und Arbeit u. ä., subsumiert worden war, für das vorrangig Veränderung bezweckt werden sollte, habe ich diese Denkweise »Ansatz der Subsumierten Geschlechterfrage« genannt. Da die Kategorie »Geschlecht« keinen eigenen theoretischen Stellenwert hatte, sondern einer anderen Theorie subsumiert war, konnten keine grundsätzlich weiterführenden Vorstellungen zur Gleichberechtigung und Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses entwickelt werden.

In der sozialistischen Schulbuchanalyse liefen die Vorstellungen zur Emanzipation auf eine Anpassung von Frauen an das sozialistische Modell hinaus. Mit der Überwindung der »gesellschaftlich-ökonomischen Klassenstruktur« glaubte man Diskriminierungen von Frauen abschaffen und Emanzipation von Frauen und Männern erreichen zu können (Beifuß/Preuß-Lausitz, 1971).

In der schichtenspezifischen Schulbuchanalyse wurde der auf Diskriminierungen von Frauen gerichtete Blick im wesentlichen auf ein Sonderkapitel und einige zufällige, konzeptionell nicht angelegte Fragen beschränkt. Das »Bild des Mannes« wurde nicht in die Analyse einbezogen. Diese unsystematisch-additive Vorgehensweise hatte zur Folge, daß schon bei der Analyse grundlegende Benachteiligungen von Frauen sowie Stereotypisierungen bei Männern nicht erkannt wurden. Die Veränderungsvorstellungen – da ohne theoretisches Konzept – waren im Defizitansatz oder z.T. sogar im Ansatz der ontologischen Geschlechterhierarchie steckengeblieben (Lüger-Ludewig/Lüger, 1980: 102f).

Zum Beispiel: Als die AutorInnen die Darstellung der »Schulbuchfamilie« analysieren, kritisieren sie mit keinem Wort die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und die »natürliche« Gleichsetzung von Frau = Mutter, sondern erwähnen nur die Unfähigkeit

der Familie, Konflikte zu lösen. Bei der Analyse der »Arbeitswelt« haben die AutorInnen den männlichen Arbeiter vor Augen. Die vorgetragenen Veränderungsvorstellungen sollen sich an einer unhinterfragten »Realität« orientieren. Statt eines sexistischen Werbetextes zum Thema »La technique au service de la femme«, in dem damit geworben wird, daß die Ehefrau mit Hilfe technischer Haushaltsgeräte Zeit gewinnen würde, um sich für ihren Mann schön zu machen, schlagen die AutorInnen als emanzipatorische Alternative vor, daß sich die Frau in der gewonnenen Zeit weiterbilden soll, damit sie besser mit ihrem Mann diskutieren kann (ebd.: 104). Oder: Anstelle der Hausfrau, die ihrem berufstätigen Mann die Koffer für eine Dienstreise packt, soll die Frau nun selbst als Ingenieurin eine Dienstreise machen und ihre Koffer selbst packen.

In Anbetracht der Tatsache, daß es innerhalb der Kritischen Erziehungswissenschaften eine ganze Reihe von Schulbuchanalysen gibt, die das Geschlechterverhältnis völlig ignorieren (Fichera, 1996: 337), ist bei den Nebenkategorie-Analysen das Bemühen um Berücksichtigung der Geschlechterfrage anzuerkennen. Obwohl nicht zufriedenstellend, können diese Analysen doch auch als Versuch interpretiert werden, Anliegen und Ziele aus Frauenforschung und -bewegung zu rezipieren und das männerorientierte Denkmodell der »Kritischen Erziehungswissenschaft«⁴ um Erkenntnisse der feministischen Sichtweise zu erweitern. Dennoch hat sich eindeutig erwiesen, daß dieser Ansatz letztendlich noch zu kurz griff und nicht in der Lage war, die Situation von Frauen (und Männern) und die Hierarchie im Geschlechterverhältnis begrifflich zu fassen und zu analysieren oder gar konzeptionell an der Auflösung des Ungleichheitsverhältnisses zu arbeiten.

Da ich schon sehr häufig »im richtigen Leben« beobachtet habe, daß dieser Ansatz, der das hierarchische Geschlechterverhältnis lediglich als »Frauenfrage« in einem »Sonderkapitel« und als »Sonderfall« abhandelt, Wertschätzung erfährt, wollte ich nicht versäumen, an dieser Stelle – am Beispiel der Schulbuchanalysen – auf die Unzulänglichkeiten dieses Denkansatzes aufmerksam zu machen. In der Schulbuchforschung bleibt das Desiderat, Ansätze zu entwickeln, die mehreren gesellschaftlichen Widersprüchen gerecht werden können.

4 Noch 1994 gab Lenzen einen Grundkurs »Erziehungswissenschaft« unter Negierung der Geschlechterfrage heraus: weder kamen feministische Wissenschaftlerinnen zu Wort, noch fand die feministische Wissenschaft Erwähnung. Das ist leider kein Einzelfall, deshalb hier eine grundsätzliche Bemerkung: Wenn eine Kritische Erziehungswissenschaft ihre gesellschafts- und wissenschaftskritische Absicht nicht auch auf Geschlechterideologie und -hierarchie bezieht, wird sie ihrem Selbstanspruch letztendlich nicht gerecht.

1.3 Häufigkeit und Entwicklung der Ansätze im Untersuchungszeitraum

Abschließend noch einige Ergebnisse zur Häufigkeit und Entwicklung der Ansätze im Untersuchungszeitraum:

Von den Schulbuchanalysen, die die Geschlechterfrage untersuchten, folgten
91 einem feministischen Ansatz,
17 einem die Geschlechterfrage subsumierenden und
5 einem ontologisch-hierarchischen Ansatz.

Feministische Denkrichtungen wurden ...
75mal von Frauen oder Frauengruppen,
12mal von Männern oder Männergruppen und
4mal von gemischtgeschlechtlichen AutorInnengruppen angewandt.

Denkansätze, die die Geschlechterfrage als Nebenkategorie ansahen und sie einem
anderen gesellschaftlichen Widerspruch subsumierten, wurden ...
9mal von Frauen (die letzte 1983),
4mal von Männern und
4mal von gemischten AutorInnengruppen herangezogen.

Die fünf Schulbuchanalysen mit geschlechtsaffirmativer Denkposition wurden
mehrheitlich von Autoren geschrieben. Die letzte Frau, die ein solches nicht-feministi-
sches Denkgebäude benützte, tat das im Jahr 1969, der letzte Mann 1980.

Während in den späten sechziger und frühen siebziger Jahren eine Gleichzeitigkeit
der drei Ansätze zu beobachten war, wobei die Sichtweisen der »Subsumierten
Geschlechterfrage« damals noch etwas überwogen, ist ab 1976 eine deutliche
Zunahme der feministischen Analysen zu erkennen. Diese Tendenz setzt sich fort, so
daß sich im Laufe der Jahre die feministisch-ideologiekritische Denkweise durchsetzt,
während der Ansatz, der die Geschlechterfrage subsumiert und als Nebenkategorie
behandelt, abnimmt. Der unkritische, ontologische Denkansatz wird nach 1973 – bis
auf eine Ausnahme – vollständig aufgegeben. Die fünf Analysen, die dem ontologisch-
geschlechtshierarchischen Ansatz folgten, wurden in den späten 60ern und frühen
70er Jahren geschrieben. Die letzte, die zu meiner Kenntnis gelangte, wurde 1980 von
Heinrich Basilius Streithofen in Verteidigung konservativer »christlicher Wertvorstellun-

gen über die Familie« gegenüber einer »soziologisch orientierten Sicht« verfaßt (Streithofen, 1980: 9, 130).

Zusammenfassend zeichnete sich im Hinblick auf die Geschlechterfrage eine Entwicklungslinie ab: Von den unkritisch-ontologisch-hierarchischen oder den die Geschlechterfrage ignorierenden Denkweisen der fünfziger und sechziger Jahre über Emanzipationssplitter- und Nebenkategorie-Analysen zu den feministisch-ideologie- und gesellschaftskritischen Denkmodellen. Über die Weiterentwicklung innerhalb der feministischen Ansätze, den sog. »lila Faden«, ist schon weiter oben berichtet worden. Diese hier vorgestellten Denkmodelle zur Geschlechterfrage, die aus der Schulbuchdiskussion der BRD von 1953 bis 1989 herausgearbeitet wurden, spiegeln die zu jener Zeit in der Gesellschaft diskutierten Vorstellungen wider.

2. ZUR ENTSTEHUNGSGESCHICHTE DES FEMINISTISCH-IDEOLOGIEKRITISCHEN ANSATZES

Ein Ergebnis, das mich besonders beeindruckt hat, besteht meines Erachtens darin, daß die feministischen Schulbuchforscherinnen – insbesondere die Initiatorinnen – ein neues wissenschafts- und gesellschaftskritisches Forschungsfeld aufgezeigt, bearbeitet und paradigmatische Ansätze für die pädagogische (Frauen)-Forschung entwickelt haben:

... erstens zu einer Zeit – nämlich 1967 –, als

- sich die neue Frauenbewegung und Frauenforschung noch nicht artikuliert hatten,
- zeitgenössische Schulbuchkritik noch rein androzentrisch geführt wurde und auch
- die berühmt-berüchtigte Tomate noch nicht geworfen worden war,

... und zweitens in Anbetracht ungünstiger Produktions- und Wirkungsbedingungen.

Da die »Autorinnen der ersten Stunde« aus dem außeruniversitären Raum kamen, waren ihnen die Privilegien und Ressourcen, die mit einem Hochschulstatus verbunden sind, wie z. B. das Recht zur Erklärung der Welt, Anerkennung von Fachkompetenz und ExpertInnenstatus, Zugang zu Forschungsmitteln, zur Politik und meinungsbildenden Veröffentlichungsmöglichkeiten u. ä., weitgehend versagt. Eine Verbesserung im Hinblick auf eine ernsthaftere Behandlung der Problematik bei den Kultusministerien trat erst mit Beginn der 80er Jahre ein, als auch dort allmählich mehr Frauen auf einflußreichere Positionen aufrücken konnten und dann als Frauenbeauftragte, Senatorinnen oder Ministerinnen die neun »staatlichen« Schulbuchuntersuchungen in Auftrag gaben

oder anderweitige sexismuskritische Impulse setzten, z. B. bei der Neufassung der Zulassungskriterien u. ä. (s. Fichera, 1996: 183).

Die feministischen »Autorinnen der ersten Stunde« (1967) waren kritische, frauenparteilich und politisch denkende und handelnde Frauen, die sich in Frauenbewegung und -politik – teils ehrenamtlich, teils in Verbindung mit ihrer Berufstätigkeit – engagierten. Inge Sollwedel war Publizistin, Hanna Schlette und Mechthild Pfülb waren Mitarbeiterinnen des Büros für staatsbürgerliche Frauenarbeit in Hessen. Sollwedel, die geistige Mutter der ersten feministischen Schulbuchanalyse, war aktives Mitglied in der damaligen Arbeitsgemeinschaft Hessischer Frauenverbände, dem heutigen Hessischen Frauenrat. In ihrem Bestreben, die damals bildungspolitisch sehr interessierte Öffentlichkeit über die Benachteiligung von Frauen in amtlichen Lehrwerken zu informieren, standen den Autorinnen zunächst nur die Kommunikationskanäle zur Verfügung, die sich die Frauen selbst geschaffen hatten. Das war das auf die alte Frauenbewegung zurückgehende und nach Nationalsozialismus und Krieg wiedergegründete bundesweite Netzwerk der Frauenvereine und -verbände und deren Zeitschrift »Informationen für die Frau«. An den Hochschulen gelang es Kolleginnen von Sollwedel, bei den Studentinnen Interesse für die Thematik zu wecken, und im Ministerium des Innern in Bonn konnten die Frauenverbände einen Forschungsauftrag zur Untersuchung von Lesebüchern bewirken, der dann allerdings von den männlichen Wissenschaftlern Silbermann und Krüger (1971) und nicht mit feministischem Interesse durchgeführt wurde, wie meine theoretische Verortung ergab.

Die Entstehungszeit der feministischen Schulbuchkritik – Mitte und Ende der sechziger Jahre – stellte sich als eine historisch interessante Nahtstelle heraus: Die teilweise noch auf die alte Frauenbewegung zurückgehenden Strukturen und Organisationsnetze (s. Wischermann et. al., 1993 u. Kleinau et. al., 1996) bieten Transportwege für die aufmüpfigen, frauenparteilichen, ideologiekritischen Gedanken, die schon den Denkansätzen der neuen Frauenforschung und -bewegung zuzuschreiben sind, die Wissenschaft und Gesellschaft radikal im Interesse von Frauen verändern wollen (vgl. Mies, 1978 u. a.).

Die Leistung der ersten feministischen Autorinnen, einen das Denken und das Bewußtsein revolutionierenden Denkansatz kreiert zu haben, kann erst dann entsprechend gewürdigt werden, wenn man die zeitgenössische Diskussion kennt. Das heißt, wenn man weiß, mit welcher großen Gedanken- und Bewußtlosigkeit die damals schon bestehende kritische Schulbuchdiskussion die Geschlechterfrage negierte. Die von 1953 – dem Erscheinen der ersten Schulbuchkritik (Minder) – bis 1967 – dem Erscheinen der ersten feministischen Analyse – geführte Diskussion war eine rein androzentrische. Es ging um Kritik an einer antiquierten Sprache, am literarischen Gehalt, an der

»heilen, agrarischen Welt«, an »ideologischen Implikationen« (Schallenberger, 1972) oder am »Heimlichen Lehrplan« – um es mit einem späteren Begriff von Zinnecker auf den Punkt zu bringen, jedoch ohne kritische Berücksichtigung der Geschlechterproblematik.

In dieser nicht- bzw. vor-feministischen Phase spielte die Geschlechterfrage entweder überhaupt keine Rolle oder sie wurde in ontologisch-hierarchischer Sichtweise abgehandelt. Das heißt, einige AutorInnen untersuchten zwar das »Bild der Mutter« oder das »Bild des Vaters«, jedoch nicht hinsichtlich der Weiblichkeits- und Geschlechterideologie. Kritik am »Wesen« der Frau bzw. am Ansatz der polaren Geschlechterhierarchie und der daraus abgeleiteten geschlechtsspezifischen und -hierarchischen Trennung der Arbeits-, Lebens- und Wirkungsbereiche war nicht angesagt. Das Geschlechterverhältnis wurde als ontologisch-statisch-unveränderliches gesehen. Während feministisch-ideologiekritische Analysen die Einschränkung der Frauen auf die Hausfrau- und Mutterrolle kritisieren, kritisieren ontologisch-hierarchische Analysen beispielsweise nur die versüßlichte und verkitschte Sprache, mit der die Schulbuchmütter dargestellt werden (Ritz-Fröhlich, 1969), oder daß sie nicht mit modernen Haushaltsgeräten ausgestattet sind (Grömminger, 1970) u. ä. (s. Fichera, 1996 : 275).

Einmal blitzte ein »Emanzipationssplitter« auf, als Hildegard Hamm-Brücher im Rahmen einer ansonsten die Geschlechterfrage vollständig übergehenden Analyse bereits 1963 in einem einzigen Satz eine treffende kritische Beobachtung zur Benachteiligung von Mädchen geäußert hatte. Leider blieb es bei diesem »Splitter«, und Hamm-Brücher machte die soziale Analysekategorie Geschlecht für ihre Untersuchung nicht durchgängig erkenntnisleitend.

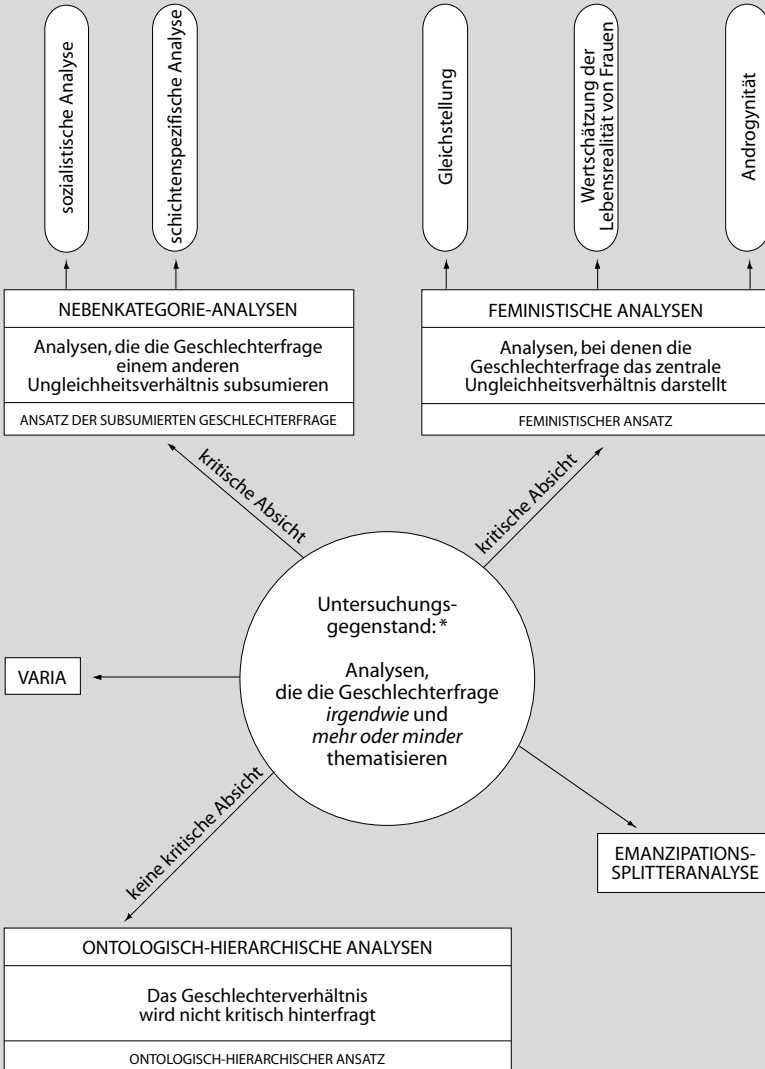
In diesen männerzentrierten, gegenüber Geschlechterideologie und -hierarchie völlig unkritischen Diskussions- und Bewußtseinsstand »platzte« die erste feministische Analyse von Inge Sollwedel, die Frauen in den Mittelpunkt ihres kritischen Forschungsinteresses stellte. Nach einer damals bereits vierzehnjährigen Schulbuchdiskussion (1953 – 1967) war sie die erste Forscherin, die die Diskriminierung des weiblichen Geschlechts wahrnahm und die wesentlichsten Elemente des feministischen Ansatzes generierte, mit dem sie die Weiblichkeitsideologie herausarbeitete.

Wie wir heute – mehr als dreißig Jahre später – wissen, wurde die frauenparteiliche, patriarchatskritische Forschungsperspektive, die Sollwedel 1967 bei der Untersuchung von Schulbüchern entwickelte, in den folgenden Jahren von vielen Schulforscherinnen aus Frauenbewegung und Frauenforschung auf noch etliche weitere Bereiche von Schule und Bildung ausgedehnt, bis hin zur heutigen, umfassenden Koedukationskritik. Im historischen Zusammenhang gesehen, ist die patriarchatskritische Schulbuchfor-

schung in der jahrhundertealten Geschichte des Protestes von Frauen gegen Sexismus im Bildungswesen zu verorten (Fichera, 1997c, Kleinau/Mayer, 1996, Lerner, 1993).

Ich werte die kritische Diskussion als Beweis für die Weiterentwicklung patriarchatskritischen Bewußtseins bei Frauen (und einzelnen Männern) und als Ausdruck von Frauen, sich an Definition und Gestaltung von Bildung und Gesellschaft zu beteiligen und sich nicht länger mit einer bloßen Zulassung zu Bildungsinstitutionen und Anpassung an Bestehendes zufriedenzugeben. Es war mir ein Anliegen, hier meine Lust beim Entdecken der frühen patriarchatskritischen Schätze zu vermitteln und jenen großen, alten Themenbereich der feministischen Schulbuchdiskussion als Beginn feministisch-kritischer Erziehungswissenschaft (wieder) sichtbar zu machen.

DENKANSÄTZE ZUR GESCHLECHTERFRAGE IN DER SCHULBUCHKRITIK



* Analysen, die die Geschlechterfrage übergehen, wurden nicht untersucht.

LITERATUR

- Beifuß, Dorothea/Preuss-Lausitz, Ulf, 1971: Zauberin und Arbeitstier. Die Frau im Lesebuch. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, Heft 10/1971, Köln, 1069 – 1082.
- Brehmer, Ilse, 1993: *Theoretische Konstrukte der Geschlechtererziehung*. Thesenpapier zur Wissenschaftlerinnenwerkstatt der Promovendinnen der Hans-Böckler-Stiftung (Man.) München.
- Donat, Christiane/Henke, Jutta/Sinzel, Ingrid, 1989: Anspruch und Wirklichkeit – Rollenverteilung in Lese- und Sprachbüchern für den Grundschulunterricht in NRW. In: *Die Grundschule*, 21. Jg., Heft 5/1989, 54 – 55.
- Elbracht, Marga/Mosler, Inge, 1972: Femina non est homo? Zum Frauenbild in Grund- und Hauptschullesebüchern. In: Braun, Peter (Hrsg.): *Neue Lesebücher – Analyse und Kritik*. Düsseldorf, 82 – 96.
- Fichera, Ulrike, 1995: Warum die feministische Schulbuchdiskussion immer noch ein Politikum ist. In: *Texte zur neuen Koedukationsdebatte*. Hrsg. vom Hauptvorstand der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, Vorstandsbereich Frauenpolitik. Frankfurt a. M., 2. Aufl.
- dies., 1996: *Die Schulbuchdiskussion in der BRD. Beiträge zur Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses*. Frankfurt a. M.
- dies., 1996: Ist die Gleichberechtigung in neueren Schulbüchern verwirklicht? In: Kaiser, Astrid (Hrsg.): *FrauenStärken ändern Schule*. Bielefeld.
- dies., 1997: Bearbeitung des Stichworts »Schulbuch«. In: Kaiser, Astrid (Hrsg.): *Lexikon Sachunterricht*, 184.
- dies., 1997: Zur Entwicklung feministischen Bewußtseins in der Schulbuchforschung. In: *Hessische LehrerInnenzeitung*, Hrsg. von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft, Heft 8+9/1997, Frankfurt a. M.
- dies., 1998: Die Anfänge der feministischen Schulbuchforschung in der BRD. In: Mechtild v. Lutzau: *Frauenkreativität macht Schule*. Dokumentation des XI. Bundeskongresses des Vereins »Frauen und Schule« in Kassel 1997. Weinheim.
- dies., 1997: Feministische Denkansätze zur Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses – und welchen Eingang sie in aktuelle Schulbücher gefunden haben. (Manuskript der Tagung des Hessischen Ministeriums für Frauen, Arbeit und Sozialordnung (Hrsg.): »Frauen machen Geschichte – Frauen, Geschlechterverhältnis und Gleichberechtigung in Forschung, Lehre und Schule« im Mai 1997 in Kassel.)
- Gruppe Berliner Dozentinnen (Hrsg.), 1976: *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität von Frauen*. Berlin.

- Hamm-Brücher, Hildegard, 1963: Anmerkungen zu bayrischen Schulbüchern. In: *Frankfurter Hefte* 18.
- Hellinger, Marlies, 1980: »For men must work, and women must weep«. Sexism in English language textbooks used in German schools. In: *Women's Studies International, Quarterly*, Volume 3, Number 2/3, 267 – 275.
- Henke, Jutta/Arbeitskreis Emanzipation Moers, 1973: Die Darstellung der Frau in Schullesebüchern. In: *Neue Deutsche Schule*, Heft 9/1973, 262 – 264.
- Henke, Jutta/Kehl, Elke/Wittfeld, Ilse/Wolf, Edith, 1974: Darstellung der Frau in Lesebüchern. In: *Neue Deutsche Schule*, 26.Jg., Heft 10/1974, 238 – 239.
- Karsten, Gaby, 1977: *Mariechen's Weg ins Glück? Die Diskriminierung von Mädchen in Grundschullesebüchern*. Berlin.
- Kleinau, Elke/Mayer, Christine (Hrsg), 1996: *Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts*. Bd. 1, Weinheim.
- Lenzen, Dieter (Hrsg), 1994: *Erziehungswissenschaft. Ein Grundkurs*. Reinbek b. Hamburg.
- Lerner, Gerda, 1993: *Die Entstehung des feministischen Bewußtseins. Vom Mittelalter bis zur Ersten Frauenbewegung*. Frankfurt a. M.
- Lopatecki, Constanze/Lüking, Irene, 1989: *Bescheiden, sittsam und rein? Rollenklischees in Mathematikschulbüchern für die Sekundarstufe I*. Hrsg. von der Bremischen Zentralstelle für die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau. Bremen.
- Lüger-Ludewig, Brigitte/Lüger, Heinz-Helmut, 1980: Rollenklischees und soziale Stereotype im fremdsprachlichen Anfangsunterricht. In: *Französisch Heute*, Heft 2/1980, 93 – 107.
- Mies, Maria, 1984: Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*. Frauenforschung oder feministische Forschung? Heft 11/1984 (2. leicht korrigierte Auflage).
- Mies, Maria, 1984: Frauenforschung oder feministische Forschung? Die Debatte um feministische Wissenschaft und Methodologie. In: *beiträge zur feministischen theorie und praxis*. Frauenforschung oder feministische Forschung? Heft 11/1984.
- Minder, Robert, 1953: Soziologie der deutschen und französischen Lesebücher. In: Helmers, Hermann (Hrsg), 1969: *Die Diskussion um das deutsche Lesebuch*. Darmstadt.
- Müller, Pia, 1984: Das Frauen- und Mädchenbild im Sachunterricht für die Grundschule. In: Bremische Zentralstelle für die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau (Hrsg): *Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau*. Bremen.
- Ohlms, Ulla, 1984: »Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau...« Das Mädchen- und Frauenbild in Grundschulbüchern. In: Brehmer/Enders-Drägässer (Bearb.): *Die Schule lebt – Frauen bewegen die Schule*. Dokumentation der 1. und 2. Fachtagung der AG Frauen und Schule. DJI-Materialien, Bd. 12, München (2. Aufl. 1986).

- Prenzel, Annedore, 1989: Verschiedenheit und Gleichberechtigung in der Bildung. Eine Studie zur Bedeutung der Interkulturellen Pädagogik, der Feministischen Pädagogik und der Integrationspädagogik für eine Pädagogik der Vielfalt. (Man.) Marburg. (Veröffentlicht: *Pädagogik der Vielfalt*. Opladen 1993).
- Rauch, Renate, 1977: Bollwerk des Patriarchats. Klischees in Schulbüchern. In: *betrifft: erziehung*, Okt. 1977, 70-74.
- Ritz-Fröhlich, Gertrud, 1969: *Weltsicht und Weltverständnis im Lesebuch der Volksschule. Eine Analyse mit Schwerpunkt auf der Mittelstufe*. Weinheim/Berlin/Basel.
- Schaeffer-Hegel, Barbara, 1982: Der lange Marsch der Samenzellen. Sexismus in schulischer Aufklärungsliteratur. In: *Ästhetik und Kommunikation*, 13. Jg., Heft 47/1982, 95 – 107. (Wiederabgedruckt in: *Frauen und Schule*, Heft 17, 1987.)
- Schallenberg, E. Horst (Hrsg.), 1973: *Das Schulbuch. Produkt und Faktor gesellschaftlicher Prozesse*. Band 1, Ratingen/Kastellaun/Düsseldorf.
- Schlette, Hanna/Pfülb, Mechthild, 1967: Das Bild des Mädchens und der Frau in Lesebüchern für Realschulen. In: *Informationen für die Frau*, Heft 11/12/1967, 12 – 14.
- Schultz, Dagmar, 1990: Unterschiede zwischen Frauen – ein kritischer Blick auf den Umgang mit »den Anderen« in der feministischen Forschung weißer Frauen. In: *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Heft 27/1990, Köln.
- Silbermann, Alphons/Krüger, Udo Michael, 1971: *Abseits der Wirklichkeit. Das Frauenbild in deutschen Lesebüchern*. Köln.
- Sollwedel, Inge, 1967: Was können Hans und Liese? Modelle der modernen Mädchenerziehung in hessischen Lesebüchern. In: *FAZ* v. 16.9.1967.
- dies., 1967: Das Bild des Mädchens und der Frau in Lesebüchern für Volksschulen. In: *Informationen für die Frau*, Heft 11/12/1967, 10 – 12.
- dies., 1968: Politische Mädchenerziehung im Lesebuch. In: *Gesellschaft – Staat – Erziehung*, Heft 2/1968, 86 – 88.
- dies., 1968: Das Mädchen- und Frauenbild in den Lesebüchern der Volksschule. Ergebnisse einer Untersuchung in Baden-Württemberg. In: *Informationen für die Frau*, Heft 3/1968, 12 – 14.
- dies., 1970: Das neue Frauenbild in den Lesebüchern. Untersuchung der derzeitigen Lesebücher für den Deutschunterricht in Grund-, Haupt- und Volksschulen Hessens. In: *Informationen für die Frau*, 19. Jg., Heft 6/1970, 6 – 8.
- dies., 1970: Die Frau, wie sie im Lesebuch steht. In: *Die Zeit*, Nr. 27, 03.07.1970.
- dies., 1971: Das Bild der Frau. In: *betrifft: erziehung*, Heft 9/1971, 14 – 15.
- dies., 1971: Patriarchat oder kritische Frauenbilder – Zum Leitbild westdeutscher Lesebücher. In: Gmelin/Saussure (Hrsg.): *Bankrott der Männerherrschaft. Materialien zu Problemen der Frauenemanzipation*. Frankfurt a. M., 92 – 111.

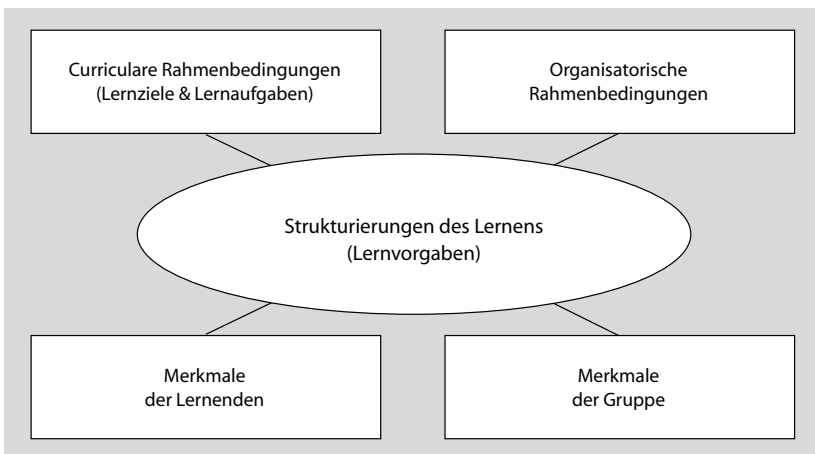
- Wagner, Angelika/Frasch, Heidi/Lamberti, Elke, 1978: *Mann – Frau. Rollenklischees im Unterricht*. München, 41 – 76.
- Wischermann, Ulla/Schüller, Elke/Gerhard, Ute (Hrsg) 1993: *Staatsbürgerinnen zwischen Partei und Bewegung. Frauenpolitik in Hessen 1945 bis 1955*. Frankfurt a. M.
- Zinnecker, Jürgen (Hrsg), 1975: *Der heimliche Lehrplan – Untersuchungen zum Schulunterricht*. Weinheim/Basel.

BEDINGUNGEN EFFEKTIVEN LERNENS IN KLEINGRUPPEN: EIN RAHMENMODELL

Anne A. Huber

Wenn wir vom Lernen in Kleingruppen oder vom kooperativen Lernen sprechen, verstehen wir darunter in einem sehr allgemeinen Sinne, daß zwei oder mehr Personen mit dem Ziel zusammenarbeiten, etwas dabei zu lernen. Die Pädagogische Psychologie beschäftigt sich seit über zwanzig Jahren intensiv mit der Frage nach der Effektivität kooperativen Lernens. Dabei gilt das Interesse vornehmlich dem kognitiven Lernzielbereich (Denken, Wissen, Problemlösen) nach Bloom (1972). Die Auswirkungen kooperativen Lernens auf den affektiven (Interessen, Einstellungen, Werte) oder psychomotorischen (manipulative und motorische Fertigkeiten) Lernzielbereich sind weniger untersucht. Trotz zahlreicher Untersuchungen zur Effektivität kooperativen Lernens steht nach Renkl und Mandl (1995) noch ein Rahmenmodell aus, das bedeutsame Befunde zum kooperativen Lernen integriert. Im folgenden soll nun ein solches Rahmenmodell skizziert werden. Es soll aufzeigen, welche Bedingungen für die Effektivität des Lernens in Kleingruppen eine Rolle spielen und einen Beitrag zur strukturierten Darstellung der Forschungslage leisten.

Abbildung: Rahmenmodell zum Lernen in Kleingruppen



Ein zentrales Bestimmungsstück des Rahmenmodells zum Lernen in Kleingruppen sind die Strukturierungen des Lernens bzw. die Lernvorgaben, die unabhängig von allen anderen Bedingungen zur Steuerung der Lernprozesse in Kleingruppen eingesetzt werden können. Dabei handelt es sich beispielsweise um die Vorgabe von Lernskripten, die detaillierte Anweisungen darüber enthalten, welche Lernaktivitäten die Lernenden beim gemeinsamen Lernen ausführen sollen oder aber um die Vergabe von Gruppenbelohnungen auf der Basis individueller Lernleistungen, um so die Lernenden zu einer effektiven Zusammenarbeit zu bewegen. Neben den Lernvorgaben spielen auch curriculare Rahmenbedingungen bzw. Lernziele und Lernaufgaben, organisatorische Rahmenbedingungen, unter denen das Lernen stattfindet, sowie Merkmale der Lernenden und der Gruppe eine wichtige Rolle für die Effektivität kooperativen Lernens. Im folgenden soll nun auf die genannten Bedingungen kurz eingegangen werden.

1. CURRICULARE RAHMENBEDINGUNGEN (LERNZIELE UND LERNAUFGABEN)

Nicht jede kooperative Lernmethode ist für jedes Lernziel bzw. für jede Lernaufgabe geeignet. Für das Üben und Einprägen von Fakten hält Huber (1991) Methoden wie die Gruppenrallye (Slavin, 1994) für geeignet. Bei dieser Methode arbeiten die Lernenden nach einer Präsentation des Lernstoffs in Kleingruppen zusammen, um sich auf einen individuellen Test vorzubereiten. Die Testergebnisse aller Gruppenmitglieder gehen in einen Gruppenwert ein. Überschreitet dieser ein festgelegtes Leistungskriterium, so erhält die Gruppe Belohnungen bzw. Anerkennung.

Soll ein Verständnis für Zusammenhänge entwickelt werden, so hält Huber (1991) die Gruppenpuzzle-Methode (Aronson, 1984) für geeignet. Bei dieser Methode werden Basis- und Expertengruppen gebildet. Jede Expertengruppe verfügt dabei nur über einen Teil des gesamten Lernstoffes. Die Basisgruppen sind so zusammengesetzt, daß darin für jeden Teil mindestens eine Expertin/ein Experte vertreten ist. In den Basisgruppen sollen sich die Lernenden gegenseitig ihr Expertenwissen vermitteln.

Sollen komplexe Lerngegenstände oder kontroverse Themen näher beleuchtet werden, so schlägt Huber (1991) beispielsweise die strukturierte akademische Kontroverse (Johnson/Johnson, 1994) vor. Bei dieser kooperativen Lernmethode werden Gruppen zu je vier Personen zusammengesetzt. Innerhalb dieser Gruppen werden dann Paare gebildet, die sich mit den konträren Positionen (These und Antithese) des Themas beschäftigen. Jedes Paar soll seine Position anschließend möglichst überzeugend in

der Gruppe präsentieren. Nach den Präsentationen folgt eine Diskussion, in deren Verlauf die Paare ihre Rollen wechseln und für die Gegenseite argumentieren. Zum Abschluß sollen die Gruppenmitglieder zu einem gemeinsamen Konsens (Synthese) finden.

In Abhängigkeit vom zu bearbeitenden Aufgabentyp treten beim gemeinsamen Lernen typische Probleme auf. Dabei ist vor allem wichtig, sich anzusehen, inwiefern eine Zusammenarbeit der Lernenden für die Bewältigung der Aufgabe überhaupt notwendig ist. Ist diese nicht notwendig, weil die Aufgabe auch alleine bewältigbar ist, so ist die Gefahr groß, daß sich in der Gruppe ohne weitere organisatorische Maßnahmen motivationale Probleme, wie zum Beispiel soziales Faulenzen (Latané u. a., 1979) oder aber Trittbrettfahren (Kerr/Bruun, 1983) ergeben. Aber auch dann, wenn die Aufgabe eine Zusammenarbeit notwendig macht, ist der Lernerfolg noch nicht garantiert. Hier kommt es darauf an, daß die Gruppenmitglieder über die notwendigen Fertigkeiten für eine effektive Zusammenarbeit verfügen.

2. ORGANISATORISCHE RAHMENBEDINGUNGEN

In der Regel werden bei der Beurteilung der Effektivität kooperativen Lernens organisatorische Rahmenbedingungen des Lernens nicht weiter reflektiert. Die Berücksichtigung organisatorischer Rahmenbedingungen ist jedoch wichtig für das Gelingen kooperativen Lernens. So gilt es unter anderem zu beurteilen, inwiefern die vorhandenen Räume (Größe, Anzahl, Einrichtung) für kooperatives Lernen geeignet sind und welcher zeitliche Rahmen für die Durchführung kooperativen Lernens gegeben ist. Weiterhin ist zu überlegen, ob das Curriculum und die Prüfungsanforderungen an die neuen Methoden angepaßt werden müssen und wie das Kollegium, die Vorgesetzten, die Institution und die Lernenden und Lehrenden selbst zum kooperativen Lernen stehen.

3. MERKMALE DER LERNENDEN

Lernerinnen und Lerner bringen zahlreiche Merkmale mit in die Lernsituation ein, wie beispielsweise Vorwissen, Intelligenz, Alter, das Geschlecht, den sozioökonomischen Hintergrund oder die ethnische Zugehörigkeit, die sich auf die Lerneffektivität auswirken können. Nicht jede Lernerin und jeder Lerner profitieren im gleichen Ausmaß von einem kooperativen Lernarrangement. Hinzu kommt, daß die individuellen Unterschiede der Lernenden nicht für sich genommen in ihrer Auswirkung auf die Lerneffektivität

fektivität betrachtet werden dürfen, sondern daß es auch auf die Gruppenzusammensetzung ankommt, also die spezifische Kombination individueller Lernermerkmale in Kleingruppen.

Ein speziell für das Lernen in Kleingruppen interessanter individueller Unterschied ist die Gewißheits-/Ungewißheitsorientierung (Sorrentino/Short, 1986). Ungewißheitsorientierte Personen sind daran interessiert, mehr über sich und ihre Umwelt herauszufinden. Situationen, die persönlich relevant sind oder aber Ungewißheit über die Umgebung beinhalten, wirken auf sie motivierend. Gewißheitsorientierte Personen hingegen wollen nicht mehr über sich und die Umwelt herausfinden. Sie werden gerade durch solche Situationen motiviert, die keine Ungewißheit über die Umwelt oder die eigene Person beinhalten. Kooperative Lernsituationen, die in der Regel auf eine Auseinandersetzung mit den Perspektiven anderer Personen abzielen, sollten für ungewißheitsorientierte Personen günstiger sein als für gewißheitsorientierte Personen. Huber u. a. (1992) konnten zeigen, daß kooperatives Lernen von ungewißheitsorientierten Personen bevorzugt wird und daß diese auch in stärkerem Maße davon profitieren als gewißheitsorientierte Personen.

4. MERKMALE DER GRUPPE

Die wichtigsten Merkmale einer Gruppe, die einen Einfluß auf die Effektivität des Lernens haben, sind die Gruppengröße und die Gruppenzusammensetzung. Daneben spielen noch weitere Merkmale, wie beispielsweise die Dauer der Zusammenarbeit der Lernenden, eine Rolle.

Die Gruppengröße beim kooperativen Lernen beträgt in der Regel je nach kooperativer Lernmethode zwei bis sechs Personen. Nach Cohen (1994) sollten Lerngruppen nur so groß sein, daß sich alle Gruppenmitglieder noch aktiv am Lerngeschehen beteiligen können. Zu den Auswirkungen der Gruppengröße auf die Lernleistung liegen bisher nur sehr wenige Studien vor, so daß allgemeine Aussagen darüber nicht möglich sind. Auch zur Rolle der Gruppenzusammensetzung sind noch viele Studien notwendig. In der Regel wird eine heterogene Gruppenzusammensetzung empfohlen. Die Mehrzahl der Studien zur Gruppenzusammensetzung setzt sich dabei mit den Merkmalen Fähigkeit, ethnische Zugehörigkeit und Geschlecht der Lernenden auseinander.

5. STRUKTURIERUNGEN DES LERNENS (LERNVORGABEN)

Unter Strukturierungen des Lernens bzw. Lernvorgaben werden alle Maßnahmen und Instruktionen verstanden, die unabhängig von anderen Bedingungen zur Steuerung der Lernprozesse in Kleingruppen eingesetzt werden. Hier soll auf die wichtigsten dieser Möglichkeiten kurz eingegangen werden. Dazu gehören der Einsatz von Gruppenbelohnungen, die Aufgabenspezialisierung sowie Maßnahmen, die auf die Beeinflussung des Gruppenprozesses abzielen oder aber der Strukturierung der Zusammenarbeit der Lernenden dienen.

5.1 Gruppenbelohnungen

Gruppenbelohnungen werden in Lerngruppen eingesetzt, um die Lerneffektivität zu erhöhen. Dabei gibt es grundsätzlich zwei Möglichkeiten, Gruppenbelohnungen zu vergeben: auf der Basis eines gemeinsamen Gruppenproduktes oder aber auf der Basis individueller Lernleistungen.

Werden Gruppenbelohnungen auf der Basis eines gemeinsamen Gruppenproduktes vergeben, beispielsweise für ein gemeinsam ausgefülltes Arbeitsblatt, das theoretisch auch von einer Person alleine bearbeitet werden könnte, so ist eher keine hohe Lerneffektivität zu erwarten. In dieser Situation rückt nämlich die Erstellung des Gruppenproduktes und nicht etwa das Lernen der einzelnen Gruppenmitglieder in den Vordergrund. Für die Gruppe kann es sogar von Nachteil sein, wenn sie alle Gruppenmitglieder einbindet. Schwächere Gruppenmitglieder können hinderlich für die Erstellung des Gruppenproduktes sein.

Gruppenbelohnungen können nun aber auch auf der Basis individueller Lernleistungen vergeben werden. Das kann beispielsweise so aussehen, daß die Lernenden nach der Zusammenarbeit in ihrer Gruppe individuelle Leistungstests ablegen und die Gruppe dann aufgrund der Summe oder des Durchschnitts der von ihren Mitgliedern erreichten Punktwerte Anerkennung oder Belohnungen erfährt. Dadurch soll sichergestellt werden, daß sich die Lernenden gegenseitig beim Lernen unterstützen und zum Lernen motivieren. Eine Methode, die Gruppenbelohnungen auf der Basis individueller Lernleistungen einsetzt, ist die Gruppenrallye (siehe oben).

In einer Überblicksstudie von Slavin (1995) war in 78 % der Fälle (50 Studien) das kooperative Lernen gegenüber einer Kontroll-Lernbedingung überlegen, wenn Gruppenbelohnungen auf der Basis individueller Lernleistungen eingesetzt wurden. In 22 %

der Fälle (14 Studien) ergaben sich keine Unterschiede zwischen den Versuchsbedingungen. Wurden jedoch Gruppenbelohnungen auf der Basis eines gemeinsamen Gruppenproduktes vergeben, so war das kooperative Lernen in nur 22 % der Fälle (2 Studien) dem Lernen in einer Kontrollgruppe überlegen. In 56 % der Fälle (5 Studien) ergaben sich keine Unterschiede und in 22 % der Fälle (2 Studien) war das Lernen gegenüber der Kontrollgruppe sogar weniger effektiv.

5.2 Aufgabenspezialisierung

Innerhalb kooperativer Lernmethoden, die Aufgabenspezialisierung einsetzen, verfügt jedes Gruppenmitglied nur über einen Teil der Ressourcen (z. B. Informationen, Materialien). Um ihre Ziele (z. B. das gute Abschneiden in einem Leistungstest über den gesamten Lernstoff) zu erreichen, müssen die Gruppenmitglieder ihre Ressourcen miteinander teilen. Die oben erwähnte Gruppenpuzzle-Methode arbeitet nach diesem Prinzip. Ein Problem beim Einsatz von Aufgabenspezialisierung dürfte darin bestehen, daß die Lernenden bereits über gute Fertigkeiten in der Weitervermittlung ihres Teils des Lernstoffes verfügen müssen und die Motivation dazu mitbringen müssen, wenn das Lernen erfolgreich sein soll.

In der Überblicksstudie von Slavin (1995) war in 35 % der Fälle (6 Studien) das kooperative Lernen mit Aufgabenspezialisierung effektiver gegenüber einer Kontroll-Lernbedingung. In 18 % der Fälle (3 Studien) war es jedoch unterlegen und in 47 % der Fälle (8 Studien) ergaben sich keine Unterschiede.

5.3 Beeinflussung von Gruppenprozessen

Zu den Lernvorgaben, die Beeinflussung von Gruppenprozessen zum Ziel haben, gehören Gruppenbildungsmaßnahmen, Maßnahmen zur Veränderung von Kompetenzerwartungen und Maßnahmen zur Evaluation des Gruppenprozesses. Gruppenbildungsmaßnahmen werden in der Regel zu Beginn der Zusammenarbeit eingesetzt, um gegenseitiges Kennenlernen und Zusammenhalt in der Gruppe zu fördern. Die Möglichkeit für ein kurzes gegenseitiges Kennenlernen sollte innerhalb jeder kooperativen Arbeitsform geboten werden, sofern sich die Gruppe noch nicht kennt, da es sonst zu einer Beeinträchtigung der Arbeitsfähigkeit kommen kann. Maßnahmen zur Veränderung von Kompetenzerwartungen zielen darauf ab, die Bedeutung der Kompetenzen von statusniedrigeren Gruppenmitgliedern hervorzuheben, um so ihre Beteiligung am

Gruppengeschehen und damit ihre Lernchancen zu erhöhen. Gruppenprozeßevaluationen zielen darauf ab, die Zusammenarbeit in der Gruppe zu reflektieren und zu verbessern. Dabei kommt es nach Cohen (1994) darauf an, daß die bewerteten Verhaltensweisen spezifisch und relevant für die Aufgabe sind. All diese Maßnahmen sind sicherlich lernförderlich, für sich genommen jedoch wohl kaum ausreichend, um Lernen in Kleingruppen effektiv zu machen.

5.4 Lernvorgaben zur Strukturierung der Zusammenarbeit der Lernenden

Lernvorgaben zur Strukturierung der Zusammenarbeit in kooperativen Kleingruppen können zum einen danach eingeteilt werden, inwieweit den Lernenden aufgabenspezifische versus aufgabenunspezifische Interaktionen nahegelegt werden und zum anderen danach, wie detailliert diese Interaktionsvorschriften sind.

Bei der Vorgabe von Rollen innerhalb von Kleingruppen handelt es sich um wenig detaillierte Interaktionsvorgaben, die aufgabenspezifisch oder aber aufgabenunspezifisch sein können. Eine eher aufgabenspezifische Rollenvorgabe ist die des Zusammenfassers, eine eher aufgabenunspezifische ist die des Ermutigers, der darauf achten soll, daß sich auch stillere Gruppenmitglieder am Lerngeschehen beteiligen. Eine andere Möglichkeit, die Zusammenarbeit in Kleingruppen zu strukturieren, besteht im Training von Fertigkeiten. Bei Fertigkeitstrainings werden detaillierte Interaktionsvorgaben gemacht, die aufgabenspezifisch (Bsp.: Training im gegenseitigen Geben von Erklärungen) oder aber aufgabenunspezifisch (Bsp.: Training sozial-kommunikativer Fertigkeiten) sein können.

Weitere Möglichkeiten der Strukturierung der Zusammenarbeit in Kleingruppen sind tutorielle Lernarrangements (Greenwood u. a., 1988), das reziproke Lehren (Palinscar/Brown, 1984), der Ansatz kooperativer Lernskripte (O'Donnell/Dansereau, 1992) und die strukturierte akademische Kontroverse (Johnson/Johnson, 1994). Innerhalb von tutoriellen Lernarrangements sollen sich die Lernenden innerhalb von Dyaden gegenseitig unterrichten. Beim reziproken Lehren werden den Lernenden vier Textlernstrategien beigebracht, und innerhalb des Ansatzes kooperativer Lernskripte werden den Lernenden Skripte vorgegeben, die detaillierte Anweisungen darüber enthalten, welche Lernaktivitäten von den Lernenden auszuführen sind. Die strukturierte akademische Kontroverse wird zur Vermittlung kontroverser Themen eingesetzt und wurde bereits beschrieben (siehe oben).

Slavin (1993) geht davon aus, daß neben Gruppenbelohnungen auf der Basis individueller Lernleistungen aufgabenspezifische Interaktionsstrukturierungen eine gute Möglichkeit darstellen, kooperatives Lernen effektiv zu machen. Er nimmt jedoch an, daß sich durch den zusätzlichen Einsatz von Gruppenbelohnungen die Leistung noch weiter steigern läßt. Weitere Untersuchungen müssen zeigen, ob sich diese Annahmen stützen lassen. Cohen (1994) weist darauf hin, daß es sehr wichtig ist darauf zu achten, wie detailliert man Interaktionsstrukturierungen wählt.

6. AUSBLICK

Der Einsatz kooperativer Lernmethoden in der Aus-, Fort- und Weiterbildung wird im Hinblick auf die Forderung nach teamfähigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern immer wichtiger. Ganz davon abgesehen gibt es auch gute Belege dafür, daß das Lernen in Kleingruppen im Hinblick auf die Lerneffektivität von Vorteil sein kann. Auf die positiven Auswirkungen kooperativen Lernens und auf die Verbesserung von Beziehungen konnte hier nicht näher eingegangen werden. Damit kooperatives Lernen jedoch effektiv genutzt werden kann, ist es wichtig zu wissen, für welche Lernziele, Lernaufgaben und Lernenden, unter welchen organisatorischen Rahmenbedingungen welche Art von Lernvorgabe oder kooperativer Lernmethode sinnvoll eingesetzt werden können. Das hier vorgestellte Rahmenmodell hat versucht aufzuzeigen, welche Bedingungen zu berücksichtigen sind, wenn man kooperatives Lernen erfolversprechend verwenden will. Grundsätzlich kann man sagen, daß die Vergabe von Gruppenbelohnungen auf der Basis individueller Lernleistungen gute Ergebnisse zeigt. Allerdings setzt dieser Ansatz kontinuierliche Leistungsprüfungen voraus, die nicht in jedem Lernkontext erwünscht sind. Ein weiterer vielversprechender Ansatz, der jedoch noch gründlich untersucht werden muß, ist die Strukturierung der Interaktionen der Lernenden.

LITERATUR

- Aronson, E., 1984: »Förderung von Schulleistung, Selbstwert und prosozialem Verhalten: Die Jigsaw-Methode«. In: Huber, G. L./Rotering-Steinberg, S./Wahl, D. (Hrsg.): *Kooperatives Lernen. Grundlagen eines Fernstudienprojekts zum »Lernen in Gruppen« bei Schülern, Lehrern, Aus- und Fortbildnern*. Weinheim.
- Bloom, B. S., 1972: *Taxonomie von Lernzielen im kognitiven Bereich*. Weinheim.

- Cohen, E. G., 1994: »Restructuring the classroom: Conditions for productive small groups«. In: *Review of Educational Research*, 64. Jg. H. 1, 1 – 35.
- Greenwood, C. R./Carta, J. J./Hall, R. V., 1988: The use of peer tutoring strategies in classroom management and educational instruction. In: *School Psychology Review*, 17. Jg., H. 2, 258 – 275.
- Huber, G. L., 1991: Methoden des kooperativen Lernens. In: Meyer, E./Winkel, R. (Hrsg.): *Unser Konzept: Lernen in Gruppen*. Hohengehren, 166 – 174.
- Huber, G. L./Sorrentino, R. M./Davidson, M. A./Eppler, R./Roth, J. W. H., 1992: Uncertainty orientation and cooperative learning: Individual differences within and across cultures. In: *Learning and Individual Differences*. 4. Jg., 1 – 24.
- Johnson, D. W./Johnson, R. T., 1994: Structuring academic controversy. In: Sharan, S. (Hrsg.): *Handbook of cooperative learning methods*. Westport, Connecticut, 66 – 81.
- Kerr, N. L./Bruun, S. E., 1983: Dispensability of member-effort and group motivation losses: Free-rider effects. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 44. Jg., 78 – 94.
- Latane, B./Williams, K./Harkins, S., 1979: Many hands make light the work: Causes and consequences of social loafing. In: *Journal of Personality and Social Psychology*, 37. Jg., 822 – 832.
- O'Donnell, A. M./Dansereau, D. F., 1992: Scripted cooperation in student dyads: A method for analyzing and enhancing academic learning and performance. In: Hertz-Lazarowitz, R./Miller, N. (Hrsg.): *Interaction in cooperative groups: The theoretical anatomy of group learning*. New York, 120 – 141.
- Palincsar, A. S./Brown, A. L., 1984: Reciprocal teaching of comprehension monitoring activities. In: *Cognition and Instruction*, 2. Jg., 117 – 175.
- Renkl, A./Mandl, H., 1995: Kooperatives Lernen: Die Frage nach dem Notwendigen und dem Ersetzbaren. In: *Unterrichtswissenschaft*, 23. Jg., 292 – 300.
- Slavin, R. E., 1994: Student Teams-Achievement Divisions. In: Sharan, S. (Hrsg.): *Handbook of cooperative learning methods*. Westport, Connecticut, 3 – 19.
- Slavin, R. E., 1995: *Cooperative learning: Theory, Research, and Practice* (2. Aufl.). Englewood Cliffs, NJ.
- Sorrentino, R. M./Short, J. A. C., 1986: Uncertainty orientation, motivation, and cognition. In: Sorrentino, R. M. /Higgins, E. T. (Hrsg.): *Handbook of motivation and cognition: Foundations of social behavior*. New York, NY, 379 – 403.

GESTALT THERAPIE UND GESCHICHTE

DIE BEDEUTUNG DES NATIONAL- SOZIALISMUS IN DEN THERAPIEN DER ZWEITEN UND DRITTEN GENERATION

Kirsten Roessler

Wenn ich die Augen schließe, sehe ich vor mir einen 14jährigen Jungen, der einen Handwagen zieht, auf dem die wenigen Habseligkeiten seiner Familie gestapelt sind. Dieser Handwagen wird auf Güterzüge gehoben, über Landstraßen gezogen und von dem Jungen immer wieder notdürftig repariert, bis er schließlich endgültig kaputt ist. Er ist eine lange Strecke gereist, von Riga nach Posen, von Posen nach Hamburg, um schließlich nach etlichen Irrungen und Wirrungen in einem kleinen Ort 40 km südlich von Frankfurt »anzukommen«. Der Junge, der diesen Handwagen zieht, ist mein Vater, einer der 12 Millionen deutschen Flüchtlinge, die 1945 nach dem Zusammenbruch des Dritten Reichs westwärts flohen.

Als ich meinen Vater »kennenlerne«, ist er längst angekommen, hat studiert, geheiratet und sitzt am Abschluß einer Doktorarbeit. Von der Flucht aus dem Osten zeugen nur noch einige für uns Kinder abenteuerlich klingende Anekdoten und ein Rest des warm klingenden baltischen Dialekts.

Was hat diese Flüchtlingsgeschichte mit der Gestalttherapie zu tun?¹

Heik Portele erzählt in einem Vortrag von einem Photo, das ihn als Einjährigen zeigte bzw. von dem seine Eltern behaupten, daß es ihn als Einjährigen zeige (Portele, 1995). Er fragt sich, was der einjährige Heik auf dem Photo mit ihm zu tun habe. Heik stellt sich diese Frage im Hinblick auf ein autonomes Selbst. Ich gehe noch einen Schritt weiter und frage mich, was der 14jährige Junge mit seinem Handwagen eigentlich mit mir, meinem Körper, meiner Identität und dem Vorhandensein eines *historischen Subjektes* zu tun hat.

1 Der folgende Artikel ist die leicht überarbeitete Version eines Vortrags, der am 26.11.94 in Wien auf den »Gestalttagen 1994« der Fachsektion für Integrative Gestalttherapie im Österreichischen Arbeitskreis für Gruppentherapie und Gruppendynamik (ÖAGG) gehalten wurde. Der Artikel stellt eine ausschnittsweise Zusammenfassung meines Dissertationsprojektes zum gleichen Thema dar. Ziel der Dissertation ist es, die Bedeutung des Nationalsozialismus in den Therapien der zweiten und dritten Generation nach dem Krieg in Deutschland zu untersuchen. Im Mittelpunkt der Untersuchung stand hierbei die Gestalttherapie. Als Methode wurden offene Interviews mit 10 GestalttherapeutInnen und eine ausführliche Literaturanalyse gewählt. Im hier vorliegenden Artikel werden die Ergebnisse der Untersuchung im Hinblick auf den Zusammenhang von Zeitgeschichte und Identität dargestellt.

Eine mögliche Antwort wäre: nichts. Die Geschichte meines Vaters hat nichts mit meiner zu tun. Meine Geschichte und damit die Grundlage für meine Therapie beginnt mit meiner Geburt Anfang der 60er Jahre in Frankfurt.

Der Ort des Subjektes sind Gegenwart und Zukunft, alles andere ist Vergangenheit und abgeschlossen. Auf diese Weise wurde die deutsche Geschichte in meiner Schulzeit behandelt. Sie wurde damit zu etwas merkwürdig Abstraktem: Da gab es Preußen, das Kaiserreich, die Weimarer Republik, den Nationalsozialismus und die Nachkriegszeit. Unsere Geschichte schien irgendwo anders, weit weg stattgefunden zu haben, der Nationalsozialismus war zu einer Epoche unter vielen verkümmert. Die Lehrer gingen unterschiedlich damit um, manche umgingen die Jahre zwischen 1933 und 1945, andere, meist junge engagierte Referendare, kamen von ihnen nicht los.

Ich kann mich erinnern, als Kind vom Thema Faschismus genervt gewesen zu sein. »Nicht schon wieder NS-Zeit«, war der Kommentar von meinem Bruder und mir. Die schulische Vermittlung erreichte uns nicht, was meine Mutter immer bekümmerte. Sie fand es wichtig, daß wir über »darüber« sprachen. Auch das nervte uns. Ich denke heute, daß unsere Abwehr an jener Abstraktion und Unpersönlichkeit gelegen hat, mit der das Thema behandelt wurde. Wir fühlten uns davon nicht angesprochen, es hatte mit uns nichts zu tun. Die Vergangenheit war heimatlos geworden.

Als Deutsche der zweiten und dritten Generation fällt es uns schwer, diese Geschichte zu verarbeiten. Wenn ich von der zweiten und dritten Generation spreche, dann meine ich damit die Kinder und Enkel derjenigen, die die NS-Zeit aktiv miterlebt und gestaltet haben. Die zweite Generation wäre dann – auch wenn eine so pauschalisierende Vereinfachung sicherlich unzulässig und auch unbefriedigend ist – in den 30er und 40er Jahren und die dritte Generation in den 50er und 60er Jahren geboren.

Mir geht es darum, zu fragen, wie wir unsere Geschichte erzählen und wie die Gestalttherapie bei diesem Erzählprozeß helfen kann. Ich möchte wissen, ob Männer und Frauen unterschiedlich mit der Vergangenheit umgehen und ob unsere Körper Archive von Zeitgeschichte sind. Wie verarbeiten Kinder und Enkel der Tätergeneration die nationalsozialistische Geschichte in ihren Biographien, wie kommen sie mit dem Bruch der Erzähltradition zurecht? Fragen, die nicht nur ich mir stelle.

DIE LAST DES SCHWEIGENS

Unter diese Überschrift stellt Dan Bar-On, ein israelischer Psychotherapeut, sein Buch, in dem er Gespräche mit den Kindern der Täter dokumentiert (Bar-On, 1993). Dieses Buch gehört für mich zu den faszinierendsten Dokumenten, die über die Verarbeitung deut-

scher Vergangenheit geschrieben wurden. Dan Bar-On, selbst ein Kind von verfolgten Juden, hat bewußt nicht die Kinder der prominenten Nazis aufgesucht, weil bei denen durch die vielen Interviews die Abwehr schon zu manifest geworden sei. Er wählt ganz »normale« Deutsche für seine Gespräche. Mit Mißtrauen und Vorsicht nähert er sich diesen Gesprächen und läßt uns teilnehmen an seinen Ängsten und seinen Gedanken. Er, der sich mit soviel Unwohlsein auf die Reise nach Deutschland begeben hat, trifft in der zweiten und dritten Generation auf Einsamkeit, auf Nicht-Wissen, auf Verdrängung und Unglück. Die Kinder der Unmenschen erweisen sich als Menschen. Das Buch von Bar-On präsentiert keine Ergebnisse, sondern es läßt uns teilnehmen an Gesprächen mit Menschen, die im Verhältnis zu ihren Eltern zerrissen sind, die schwanken in der Ambivalenz aus Liebe und Ablehnung.

Die Kinder der Tätergeneration sind mit ihren Gedanken allein, dies ist auch das Ergebnis mehrerer psychoanalytischer Untersuchungen (Hardtmann, Stierlin, Rosenkötter). Die Kinder und Enkel sind bei der Suche nach der Vergangenheit auf sich allein gestellt. Sie suchen sich Einzelteile eines unvollständigen Puzzles zusammen, Fragmente eines in vielen Fällen gespaltenen Selbst der Eltern. Es ist schwer, sich den Vater, der einen auf den Schultern trägt und durch die Luft wirbelt, als Leiter eines Einsatzkommandos vorzustellen. Die Erzähltradition ist unterbrochen, die Kinder sitzen mit den Scherbenhaufen der Erinnerung allein. Eben noch sind sie die Kinder von Helden gewesen, und fast über Nacht werden sie zu Kindern von Verbrechern. Durch den abrupten Wechsel vom rassistischen NS-System zu einer Demokratie kam es bei vielen Eltern zu einem nicht glaubhaften Wechsel in der Einstellung. Quasi über Nacht galten andere Werte.

Die Generation der Täter hat wenig Erklärungen geliefert und ihre Kinder mit ihrem Schweigen und ihren unbewußten Aufträgen belastet. Aufträge, die vielfältig sein können. So leben die Kinder oft die Depression und Trauer, die die Eltern eigentlich leben müßten. Die Kinder beschäftigen sich mit der Schuld, die der Generation der Täter zusteht, und diese Schuldgefühle sind etwas Kollektives, das zu Hannah Arendts Erstaußen vor allem diejenigen betrifft, die eigentlich nichts damit zu tun haben.

Die zweite und dritte Generation steckt fest in einem Sumpf von Spurenverwischen und Verheimlichen, von Delegation und Schuldgefühlen. Und von Deutungen, die ihren Ursprung im Dritten Reich haben. Da ist beispielsweise der 22jährige Klient, dessen Arbeitsstörungen von seiner Familie als vererbte schlechte Eigenschaften aus der Linie des Großvaters gedeutet werden. Oder das 16jährige Mädchen, das in einer akuten Krebsphobie ausdrückt, daß da »etwas Böses in ihrem Körper sei«. Die geschichtlichen Hintergründe dieser beiden Fälle konnten in einer Familientherapie aufgeklärt werden. Im Grunde jedoch bleiben fast alle allein: die Väter mit ihren Kriegserlebnissen,

die Mütter mit den Bombennächten, die Kinder und Enkel mit ihren Ahnungen, Erlebnissen und Vermutungen.

DIE STUMME GENERATION

Eine 1936 geborene Therapeutin beschreibt ihr Erschrecken und Entsetzen, als sie nach dem Krieg mit der Schulklasse in die Filme über die Verbrechen des Nationalsozialismus geschickt wird. Noch im Erschrecken spürte sie, daß sie zu Hause mit niemand darüber wird sprechen können. Damit kommt es bei ihr zu einer doppelten Traumatisierung. Zuerst erweisen sich die in aller kindlichen Unschuld erlebten bunten Fahnen des NS-Systems, für die sie sich als 7jährige begeistert hatte, als Symbolik eines mörderischen Regimes, und sie fühlt sich selbst schuldig. Und dann, in einer Situation, wo sie das Gespräch mit den Eltern gebraucht hätte, stehen Schweigen und Verstummen im Raum.

Sie schweigt, weil ihre Eltern darüber »eben nicht sprachen«. Weil sie im Gegenteil das Offenbarwerden der unglaublichen Greuelthaten als Angriff auf sich erlebten. Als Angriff auf ihren eigenen Idealismus, der zusammengebrochen war. Die Therapeutin fürchtet, daß sie, wenn sie ihren Gefühlen und ihrem Entsetzen Raum gäbe, die Eltern verletzen würde. Und daß sie infolgedessen dann selbst Aggression, Ungeduld und Empörung des Vaters zu erwarten hätte. Sie schwankt zwischen der Scheu und der Verweigerung, den Vater mit dem Bild des Nazis zu verbinden. Erst spät, in den 70er Jahren, kommt sie in einer Ausbildungsgruppe an ihre Gefühle heran.

Die Kinder des Dritten Reichs, d. h. vor allem die zwischen 1933 und 1945 Geborenen, werden eine »stumme Generation«, die sich quer zu den Begriffen Opfer und Täter befindet. Sie sind die Kinder von Eltern, die mitgemacht haben, und doch sind sie selbst keine Täter. Gleichzeitig sind sie keine Opfer des Naziregimes, und doch ist ihr Leben unwiderruflich davon geprägt. Und wir als die Kinder der Kinder sind abermals mitgeprägt und beeinflußt, in welcher Weise auch immer.

Natürlich sind nicht alle stumm geblieben.

»Ja, ich wußte genau, daß ich Hitler war ... daß ich da nicht hinauskommen würde, daß es ein Kampf auf Leben und Tod ist, der mein Leben verseucht, seine gottverdammte Existenz hat sich an mich geklebt wie Napalm (...) aber es ist gar nicht Hitler, ist mein Vater, ist meine Kindheit, meine Erfahrung BIN ICH.« (Vesper, 1977, 107)

Bernward Vesper, der 1938 als Sohn des nationalsozialistischen Schriftstellers Will Vesper geboren wird, benennt einen Konflikt (Vesper, 1977): Hitlers Existenz habe sich an ihn geklebt wie Napalm. Unter dem Einfluß bewußtseinerweiternder Drogen eröffnet sich Vesper ein Dreigespann aus Hitler, seinem Vater und ihm selbst. Eine Verquickung, aus der es kein Entrinnen zu geben scheint, obwohl Vesper leidenschaftlich einen Ausweg gesucht hat: in radikalpolitischen Ansätzen, im Zusammenleben mit Gudrun Ensslin, in der Analyse seiner Kindheit, in sexuellen Ausschweifungen und Drogenexzessen. Bernward Vesper lebte ein erklärtes Leben gegen die Generation seines Vaters, gegen die repressive Erziehung, die Disziplin und die Härte des Umgangs. Der Versuch seiner Befreiung, dem wir 700 Seiten lang folgen können, scheitert jedoch. Bernward Vesper nimmt sich 1971 im Alter von 32 Jahren das Leben.

DIE GEHEIME ÖFFENTLICHKEIT

Eine andere Möglichkeit, sich dem Umgang mit der Vergangenheit zu nähern, ist die Therapie, als eine Art »geheimer Öffentlichkeit« (Gravenhorst, 1990). In Psychoanalysen und Familientherapien ist die deutsche Vergangenheit seit längerer Zeit thematisiert worden. Namen von Psychotherapeuten wie Anita Eckstaedt, Lutz Rosenkötter, Helm Stierlin, Almut Massing oder Gertrud Hardtmann seien als Beispiele genannt.

Meine Fragen richten sich vor allem an die Gestalttherapie. Ist sie eine Möglichkeit, dem Teufelskreis aus Verdrängen und Schweigen zu entfliehen? Zeigt sie uns, wo im Körper die Geschichte ihren Ort hat? Oder verharrt sie doch letztendlich auf der Ebene eines Beichtzwanges, der dem Subjekt lediglich die Illusion vermittelt, sich selbst zu erforschen? Der Begriff des Beichtzwanges geht hierbei zurück auf Michel Foucault (1986). Dieser beschreibt die Therapie als letztes Glied einer Kette, die im Mittelalter mit der christlichen Beichte beginnt und über die ärztliche Anamnese und das juristische Geständnis auf die Couch führt. In all diesen Bereichen versucht das Subjekt, etwas über sich zu erfahren und verstrickt sich dabei immer tiefer in die Netze von Macht.

In meinen Interviews habe ich mich vor allem an Gestalttherapeuten gewandt, weil ich bei dieser Therapieform zunächst mißtrauisch war, wie Geschichte und Therapie verbunden werden können.

Gestalttherapie als eine existentialistisch fundierte Therapieform hat einen phänomenologischen, gegenwarts- und personenorientierten Ansatz. Sie betrachtet also Denken, Fühlen und Handeln unter der Prämisse der Gegenwärtigkeit. Was bedeutet das, was ich fühle, heute hier und jetzt für mich? Nicht so sehr der Inhalt, das »Was« oder »Warum« stehen im Vordergrund, sondern der Klang, das »Wie« der Gefühle und Hand-

lungen. Gestalttherapie betrachtet gestörtes Verhalten als Unterbrechung selbstregulatorischer Prozesse. Es ist eines ihrer Ziele, Introjekte oder andere Formen der Kontaktunterbrechung zu einer Ursprünglichkeit, zur Authentizität zurückfinden zu lassen.

Wenn ich es als die Aufgabe der Gestalttherapie sehe, die Wachstumsbehinderungen eines Klienten aufzuheben und die Unterbrechungen seiner Selbstregulation zu verhindern, dann kann ich mich fragen, wie sich die Wachstumsbehinderungen unserer Geschichte überwinden lassen, ohne sie zu negieren. Wie bringen wir Authentizität in einen Zusammenhang mit Geschichte? Wie finden wir die Zeitgeschichte in den Introjekten?

Anregungen zu meiner Suche gab mir vor allem das Buch der beiden Gestalttherapeuten Barbara Heimannsberg und Christoph Schmidt-Lellek, *Das kollektive Schweigen. Nationalsozialistische Vergangenheit und gebrochene Identität in der Psychotherapie*. Wie so viele sind sie angeregt von Peter Sichrovskys *Schuldig geboren*, dem 1987 erschienenen Buch über die Kinder aus Nazifamilien. Dabei fällt ihnen plötzlich auf, daß die Nazizeit eigentlich weder in Therapien noch in der gestalttherapeutischen Ausbildung thematisiert wird. Sie beginnen weiterzufragen und bitten andere Therapeuten, über ihre Erfahrungen zu schreiben. Eine gebrochene Identität wird sichtbar und ein abgebrochener Dialog zwischen den Generationen.

GESTALT THERAPIE UND GESCHICHTE: EINIGE UNTERSUCHUNGSERGEBNISSE

Ich habe eine Reihe von Gestalttherapeuten nach der Thematisierung des Nationalsozialismus in ihren Therapien und in ihrem eigenen Leben gefragt, nach der Altersabhängigkeit der Thematisierungen und nach einer möglichen Tabuisierung. Ich habe sie auch nach einem möglichen Widerspruch zwischen einem individuumszentrierten therapeutischen Ansatz – wie der eher ahistorischen Gestalttherapie – und dem Behandeln von Geschichte in der Therapie gefragt.

Meine Gesprächspartner sind zwischen 1929 und 1952 geboren, verfügen also über recht unterschiedliche Erfahrungen mit dem Thema Nationalsozialismus. Ein Teil hat das Dritte Reich bewußt als Kind erlebt, ein Teil ist erst nach dem Krieg geboren. Einige benennen ihre Erinnerungen, sprechen vom Wahnsinn des Krieges, von der eigenen Verführbarkeit, der atmosphärischen Begeisterung und der Bedrohlichkeit des Männerkultes. Die nach dem Krieg geborenen Gesprächspartner thematisieren mehr das Verschweigen des Themas in der Schule und zu Hause. Sie nehmen die NS-Zeit als Erklärung dafür, daß ihre Eltern sie aufforderten, sich unauffällig zu verhalten und

immer mitzumachen. Sie fühlen sich selbst jedoch vom Thema Nationalsozialismus nicht mehr belastet, da sie persönlich nicht daran beteiligt waren.

Die Thematisierung des Nationalsozialismus in den Therapien wird ganz unterschiedlich erlebt. Bei einigen Therapeuten ist es ganz selten Thema, bei anderen ist es abhängig vom Alter und verschwindet mit der NS-Generation, bei anderen taucht es umgekehrt häufiger in jüngerer Zeit auf, und für manche ist es das letzte Tabuthema, das angesprochen wird. Das einzige, was sich zusammenfassend sagen läßt, ist, daß die Vergangenheit immer eine Rolle spielt, auch – oder gerade dann – wenn sie verschwiegen wird.

DIE ALTERSABHÄNGIGKEIT DER THEMATISIERUNG

Es scheint eine Altersabhängigkeit der Thematisierung zu geben. Es wird nur von wenigen Klienten berichtet, die das Dritte Reich aktiv miterlebt haben. Doch für diese war nicht so sehr der Nationalsozialismus als vielmehr der Krieg ein Thema. Es geht in ihrer therapeutischen Verarbeitung weniger um die Ideologie, als vielmehr um die rein körperlichen Schrecken von Krieg, Flucht oder Vertreibung.

In der unmittelbar folgenden Generation spielen der Nationalsozialismus und die Verstrickung der eigenen Eltern eine große Rolle. Die Gestalttherapie als eine holistische Therapieform bietet die Möglichkeit, Erlebnisse auch vom Körper her anzugehen. Wo manifestiert sich die Vergangenheit im Körper?

Da ist der Klient, der sich plötzlich, anscheinend ohne Grund und zur Bestürzung seiner Frau, sterilisieren läßt. Bei der Suche nach Gründen stellt sich heraus, daß der Klient ahnt, daß sein Vater an Kriegsverbrechen in Rußland beteiligt war. Auch wenn er nicht so genau weiß, was der Vater gemacht hat, so hat er doch aus eigener Erfahrung die Brutalität des Vaters im Körper sitzen und möchte selbst nicht Vater werden. Oder die 40jährige Klientin, die bei einem Gestalt-Workshop in einer Energiewahrnehmung plötzlich feststellt, daß ihr Vater SA-Arzt gewesen ist. Eine Erinnerung, die sie im Körper gespeichert hatte, die aber zugedeckt und ihr nicht mehr bewußt zugänglich war.

In der Enkelgeneration taucht das Thema, wenn überhaupt, verschlüsselter auf. Viele Klienten benutzen den Nationalsozialismus als eine Art Symbolträger, als Metapher für Kränkung, Schuld oder Boshaftigkeit. Eine 25jährige Klientin phantasiert in der Therapie, daß sie sich wie ein KZ-Opfer fühle. Ein 30jähriger unterstellt seinem Vater, sich wie ein Nazi-Schergen verhalten zu haben. In der Polarität aus top-dog und under-dog nimmt der top-dog oft die Rolle einer sadistischen Figur ein, die aus der Nazi-Zeit entliehen ist. Es gibt auch den 30jährigen Klienten, dessen Großvater »preußisch bis in die

Fingerspitzen war«. Er entdeckt bei sich Introjekte, die er direkt von diesem Großvater übernommen hat und die ihm heute, hier und jetzt quer im Hals sitzen.

Das Thema Nationalsozialismus taucht also in zweierlei Formen auf: Zum einen in den direkten Erinnerungen der zweiten Generation, dies allerdings erst seit ungefähr 10 Jahren. Es scheint, als ob eine gewisse Zeit vergehen mußte, bevor Klienten sich diesem so schmerz- und schuldbeladenen Thema widmen können. Zum anderen in der dritten Generation, wo die Zeit des Nationalsozialismus als Bilderwelt auftaucht. Auch wenn die jüngeren Klienten die Zeit nicht direkt erlebt haben, so spielt sie eine Rolle in ihren Therapien. Das Dritte Reich dient dabei als Symbollieferant zur Darstellung und Unterstreichung von Gefühlen.

FRAUEN UND MÄNNER

Frauen und Männer verarbeiten Geschichte in Therapien unterschiedlich. Männer, so ein Gestalttherapeut, gehen mehr in die Auseinandersetzung mit den Vätern, während Frauen sensibler für Symptome sind, die sich auch über Generationen hinweg vermitteln. Weibliche Klienten gehen weiter zurück als männliche. Frauen haben eine eher kollektive Erinnerung und beschäftigen sich auch mit den Großeltern, während Männer sich autonomer begreifen. Eine Ursache hierfür könnte sein, daß sich das Frauenbild in den letzten 50 Jahren wesentlich drastischer verändert hat als das der Männer und Frauen darauf mehr Bezug nehmen.

Eine interessante Beobachtung war, daß besonders die heute Dreißigjährigen, die Enkelinnen der Tätergeneration, Probleme mit ihrer Frauenrolle in Familie und Beruf haben. Ihre Mütter, die zweite Generation, waren unsicher geworden mit der Rolle, die ihnen ihre eigenen Mütter vorgelebt hatten. Ihre Geschichte wirkte sich dann mittelbar auch wieder auf ihre Töchter aus.

»Warum gibt es eine Blockade, wenn du dich in deine Mutter einfühlen willst?« fragt eine Therapeutin ihre 30jährige Klientin. »Da war irgendwas, was wohl schwierig war«, so versucht die Klientin sich unwillig den Brüchen in der Biographie ihrer Mutter zu nähern. Erst mit Hilfe der Therapeutin wird das schwer gestörte Verhältnis der Mutter zur Großmutter klar und deren Unfähigkeit, auf dieser Grundlage etwas Eigenes zu schaffen. Dieser Mangel an Möglichkeiten zur Identifikation, die Blässe der Mutter, wirkt sich wiederum auf die Klientin aus.

Eine andere Klientin weiß nicht, wo ihre Mutter geboren ist, irgendwo in »Ostpreußen oder solchen Gegenden«. Die Klientin glaubt, daß ihre Mutter Flüchtling ist, aber es ist

ein dunkles Niemandsland, das die Eltern vor 1945 umgibt. Die Mütter der stummen Generation bleiben stumm für ihre Töchter.

DAS FREIWERDEN FÜR NEUE GESCHICHTEN²

Ich habe mich dem Zusammenhang von Gestalttherapie und Geschichte mit Mißtrauen genähert. Gestalttherapie, so war meine Vorstellung, ist in ihrem Kern und Programm apolitisch und ahistorisch. Da kann keine Auseinandersetzung mit Geschichte stattfinden, weil die Geschichte im Hier und Jetzt keinen Platz hat.

Die von mir befragten Therapeuten vermittelten einen anderen Eindruck. Eigentlich war keiner der Meinung, daß die Gestalttherapie einen ahistorischen Ansatz habe oder daß es ihr Konzept verhindere, sich mit der Geschichte auseinanderzusetzen. Einige räumten ein, daß die klassische Gestalttherapie sicherlich die Bedeutung der Geschichte zurückgedrängt habe, oder daß Fritz Perls in seiner Überreaktion auf Freud bewußt einen ahistorischen Ansatz gestaltet habe. Sie betonten aber gleichzeitig, daß die neueren theoretischen Entwicklungen innerhalb der Gestalttherapie diese Mängel ausglich.

Die Gestalttherapie sei nicht ahistorisch, sondern betrachte vielmehr die Geschichte ausgehend von ihrer aktuellen Bedeutung, was etwas grundlegend anderes sei. Wichtig sei mehr, daß das Heute der Orientierungspunkt sei, von dem aus man sich in die Geschichte zurückbegebe und die Gefühle, die dabei entstehen, immer wieder unter Rückbezug auf ihre heutige Bedeutung untersuche. Das Erlebte wird in der Gestalttherapie reaktualisiert, Geschichte wird so weder verleugnet, noch identifiziert man sich mit ihr unreflektiert.

Oder anders ausgedrückt: Weder das Subjekt, noch der Therapeut sind ahistorisch, sie sollen aber die Geschichte überwinden, um eine Zukunft gestalten zu können. Das Hier-und-Jetzt-Prinzip, reflektiert angewandt, ist so für die von mir interviewten Therapeuten mehr eine Chance als eine Behinderung. Nur über aktuelle Gefühle könne man sich überhaupt der Vergangenheit nähern, wobei einige der Therapeuten bezweifeln, daß gerade die nationalsozialistische Vergangenheit heute für eine junge Generation eine Rolle spiele.

2 Die Formulierung »Das Individuum soll frei werden von der Geschichte, um frei zu sein für neue Geschichten« stammt aus dem Gespräch mit Hans-Peter Dreitzel, das im Rahmen der Arbeit geführt wurde.

WIE AUTONOM IST DAS SUBJEKT?

Das ist die Frage, die sich aus der behandelten Problematik für das Menschenbild in der Psychotherapie ergibt. Für den französischen Philosophen Michel Foucault (1977) hat das Subjekt immer zwei Bedeutungen. Es bedeutet zum einen, vermittelt Kontrolle und Abhängigkeit jemandem unterworfen, und zum anderen, durch Bewußtsein und Selbsterkenntnis seiner eigenen Identität verhaftet zu sein. Für Foucault ist es die Macht, die das Subjekt unterwirft und zum Subjekt seiner Erkenntnis macht. Und es ist der Diskurs, der diese Unterwerfung steuert.

Der Diskurs in Deutschland unterwirft oder unterwarf – denn seit Ende der 80er Jahre hat sich hier im Zusammenhang mit Sichrovskys Büchern und dem Holocaust-Film etwas geändert – das erlebende Subjekt dem Schweigen über die Zeit des Nationalsozialismus. Die Betonung liegt dabei auf dem Subjekt, denn natürlich wurde über Nationalsozialismus gesprochen. Wir verfügen über unendlich viel Literatur zum Thema, kennen Fakten, Namen und Zeitabläufe. Wir kennen die politisch verschieden gefärbten Ansätze, kennen Angriffe und Verteidigungsversuche, Historikerstreits, Kriegsverbrecherprozesse. Wir haben auch die Zeugnisse von Opfern des Nationalsozialismus, wie das Tagebuch der Anne Frank, Jean Amerys oder Primo Levis Augenzeugenberichte gelesen.

Aber wir wissen nicht viel über die Erfahrungen und Gedanken unserer Angehörigen in der NS-Zeit, und ebensowenig wissen wir von der zweiten und dritten Generation nach dem Krieg. Hier scheint das Subjekt einem Schweigen unterworfen worden zu sein, welches es erst seit einigen Jahren zu brechen beginnt.

Ich habe erst im Rahmen meiner Arbeit begonnen, mich mit Gleichaltrigen über ihre Erfahrungen mit unserer Geschichte auszutauschen, über das, was wir von unseren Familien wissen. Wir waren alle erstaunt, wie wenig wir voneinander und von uns selbst wissen. Da ist ein Bruch. Dieser Bruch bildet den Hintergrund für das Schweigen des Subjekts, für die Ahistorizität des Subjekts. Die Erzähltradition zwischen den Generationen ist unterbrochen. Die Großeltern zensieren die Geschichten von früher. Doch auf der Suche nach diesem früher, auf der Suche nach dem historischen Subjekt brauche ich ein Du, das ich ansprechen kann.

Grade hier sollte doch die Therapie als Ort des Dialogs eine Lücke schließen können. Für die Erörterung des Dialogischen ist Martin Buber hilfreich (Buber, 1979). Bubers Wortpaar Ich – Du ist der Ort, an dem Begegnung stattfinden kann. Um sich in der Gestalttherapie mit der Geschichte auseinandersetzen zu können, ist eine zweifache Begegnung notwendig: Einmal die Begegnung zwischen Therapeut und Klient, und zum anderen eine Begegnung auf einer kollektiven Ebene, auf einer Ich-Wir-Ebene. Wir

als Mitglieder einer Familie, als Deutsche, als »Handlungskollektiv« haben eine gemeinsame Geschichte, in unserem besonderen Fall ein gemeinsames »negatives Eigentum«, das uns als Subjekt ausmacht.

Das bedeutet, daß die Ereignishaftigkeit der Gestalttherapie neu und differenzierter gesehen werden muß. Ihr Ereignis ist doppelter Art. Die Ich-Du-Beziehung zwischen Klient und Therapeut ist das Besondere im Hier und Jetzt. Die Ich-Wir-Beziehung bezeichnet – über den Körper vermittelt – das Besondere der geschichtlichen Existenz. Das historische Ereignis – der preußische Großvater, der Nazi-Vater, die Flucht – kann zu einem erlebbaren Ereignis im Hier und Jetzt werden.

DER KÖRPER ALS ARCHIV

Gestalttherapie bietet entgegen meiner ursprünglichen Vermutung durchaus eine Chance, sich dem historischen Subjekt anzunähern, geht sie doch in vielem vom Körper aus. Unsere Geschichte ist auch die Geschichte unserer Körper. Und unsere Körper haben ein Gedächtnis, das länger zurückreicht als unser eigenes.

Auf der Suche danach, wo wir die Geschichte im Körper speichern, stoßen wir in den Therapien insbesondere auf ein Dreigespann: auf Preußen, auf den Nationalsozialismus und auf alles, was mit dem Krieg zusammenhängt, wie Verschüttung, Flucht oder Vertreibung. Dieses Dreigespann hinterläßt unterschiedliche Spuren: So hat der preußische Großvater, der dem Enkel den Spazierstock unter die Ellenbogen klemmt, damit er sich grade halte, andere Auswirkungen als das erstickende Erleben von Verschüttetsein. Die Aufforderung zum Mitmachen, um nicht aufzufallen – eine Fortsetzung der Mitläufergeschichte unter dem NS – wirkt sich anders aus als das Erlebnis, auf der Flucht Hunger zu haben. Diese unterschiedlichen Auswirkungen genauer zu beschreiben, wird eine Aufgabe der Zukunft sein.

Hier nur eine Andeutung zum preußischen Element in unserer Körpergeschichte. Als Heinrich Heine um 1840 herum die Grenze nach Preußen überschritt, erlebte er das so:

*»Noch immer das hölzern pedantische Volk
Noch immer der rechte Winkel.
In jeder Bewegung und im Gesicht
Der eingefrorene Dünkel.*

*Sie stelzen noch immer so steif herum,
So kerzengrade geschniegelt,
Als hätten sie verschluckt den Stock,
Womit man sie einst geprügelt.»³*

Diejenigen, die da so steif herumstelzen, sind die preußischen Großväter der Tätergeneration, die rechtwinklig an Leib und Seele waren, die sich kalt wuschen, kalt duschten und kühl schliefen. Deren Körper, durch Schläge gestraft, gestraffter, aufrechter und härter wurden. Bernward Vespers Vater war durch diese Erziehung gegangen, er war pedantisch und rigide mit seinen Kindern.

Kerzengrade war auch die »deutsche Mutter« (nach Johanna Haarer, 1938), die ihr erstes Kind nach den Grundsätzen der Reinlichkeit, Ruhe und Regelmäßigkeit erzog. Ein so beherrschtes Kind wird später selbst-beherrscht. Sein Körper kann zu einem Instrument werden, das andere oder sich selbst vernichtet.

Die Art, wie wir als Kinder gestreichelt, gefüttert oder getadelt werden, ist nicht einfach eine persönliche Lust- oder Leidensgeschichte. Kindererziehung ist immer auch ein politischer Diskurs. Über die Körper der Kinder wurde Ideologie vermittelt, und es sind die Körper der Kinder, die diese Geschichte speichern und sie als Erwachsene mit psychischer oder somatischer Krankheit zum Ausdruck bringen.

Bereits als ganz kleines Kind speichern wir Erfahrungen und Atmosphären. Gleichmachung und Kontrolle, die Angst vorm Anderssein, aber auch das Grollen der Bombennächte sitzt in den Körpern der Kinder. Ihre existentielle Verunsicherung, ihr Verlust des festen Bodens findet sich wieder in meinem Körper, in meinen Ängsten.

3 Deutschland ein Wintermärchen, 1844.

LITERATUR

- Bar-On, Dan, 1993: *Die Last des Schweigens. Gespräche mit Kindern von Nazi-Tätern*. Frankfurt a. M.
- Buber, Martin, 1979: *Das dialogische Prinzip*. Heidelberg
- Eckstaedt, Anita, 1989: *Nationalsozialismus in der »zweiten Generation«. Über die Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen*. Frankfurt a. M.
- Foucault, Michel, 1977: *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a. M.
- ders., 1986: *Der Wille zum Wissen. Die Geschichte der Sexualität*. Band 1, Frankfurt a. M.
- ders., 1987: Das Subjekt und die Macht. In: Dreyfuß, Hubert/Rabinow, Paul: *Michel Foucault. Jenseits von Hermeneutik und Strukturalismus*. Frankfurt a. M., 243 – 261.
- Gravenhorst, Lerke, 1990: Nehmen wir Nationalsozialismus und Auschwitz genügend als unser negatives Eigentum in Anspruch? Zu Problemen im feministisch-sozialwissenschaftlichen Diskurs in der BRD. In: Gravenhorst, Lerke/Tatschmurat, Carmen: *Töchter-Fragen. NS-Frauengeschichte*. Freiburg.
- Haarer, Johanna, 1938: *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*. München/Berlin.
- Hardtmann, Gertrud, 1992: Begegnung mit dem Tod. Die Kinder der Täter. In: *psychosozial* 28, 9. Jg., 27 – 42.
- Massing, Almut/Beushausen, Ulrich, 1986: »Bis ins dritte und vierte Glied«. Auswirkungen des Nationalsozialismus in den Familien. In: *psychosozial* 28, 9. Jg., 27 – 42.
- Portele, Heik, 1995: Selbst und Nicht-Selbst. In: *Gestalttherapie*, Heft 1/95.
- Rosenkötter, Lutz, 1979: Schatten der Zeitgeschichte auf psychoanalytischen Behandlungen. In: *Psyche*, Jg. 33, 1024 – 1038.
- Stierlin, Helm, 1982: Der Dialog zwischen den Generationen über die Nazizeit. In: *Familiendynamik* 1, 31 – 48.
- Vesper, Bernward, 1977: *Die Reise*. Reinbek.

VERDECKTES ERINNERN AN NS-GESCHICHTE IN DEUTSCHEN UNTERNEHMEN

ANMERKUNGEN ZUR SELBSTDARSTELLUNG EINER NERVENKLINIK

Mechthild Kiegelmann

Über 50 Jahre nach Ende der nationalsozialistischen Regierungszeit scheinen Schadenersatzforderungen von Opfern und Nachkommen von NS-Geschädigten zur Zeit erstmals ernsthafte Beachtung in Deutschland zu bekommen – auch unter dem Druck von juristischen Schritten und Schadenersatzforderungen an deutsche Firmen (vgl. z. B. Emundts, 1999).

In der Psychologie ist das Thema Umgang mit NS-Geschichte ebenfalls aktuell. Ein besonderes Augenmerk wird dabei auf den Umgang mit konkreter Familiengeschichte gelegt (Bar-On, 1993, Rosenthal, 1990 und 1997). Demnach sind Nachkommen von MitläuferInnen und TäterInnen von NS-Verbrechen emotional in die Vergangenheit ihrer Vorfahren verstrickt. Welzer, Montau und Plaß (1997) weisen darauf hin, daß interviewende Verdrängungs- und Verharmlosungsbedürfnisse in empirische Untersuchungen einfließen lassen können.

Mich interessiert, wie Menschen außerhalb der Familie mit Erinnerungen an den Nationalsozialismus umgehen. Wie werden Informationen über die Verbindung des eigenen Arbeitgebers zum NS-System ausgewählt und weitergegeben? Wie gehen die heutigen ArbeitnehmerInnen mit dieser Geschichte um?

Als erste Annäherung an diese Fragen habe ich einen Text aus einer Festschrift über eine psychiatrische Klinik näher betrachtet (Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik, 1980). Die Geschichte dieser Klinik¹ eignet sich für eine erste Untersuchung, weil eine Gruppe von KlinikmitarbeiterInnen nach Veröffentlichung der Festschrift die NS-Geschichte des Krankenhauses für eine Wanderausstellung zusammengestellt und zusätzlich in einem Buch dokumentiert hat (Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik, 1988).

Obwohl auf den ersten Blick die offizielle Festschrift die Zeit von 1933 bis 1945 aus der Selbstdarstellung herausläßt, habe ich doch einige Hinweise auf die NS-Zeit gefun-

1 Die Klinik wurde mehrfach umbenannt. Ich verwende hier der Einfachheit halber nur den heutigen Namen »Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik«, auch wenn ich mich auf die Zeit vor der neusten Namensgebung beziehe.

den. Im Alltag an deutschen Arbeitsplätzen sind meines Erachtens versteckte Hinweise und Andeutungen über NS-Verstrickungen eher die Regel als ausdrückliche Dokumentationen dieser Geschichte. Die Festschrift kann daher einen Einblick in Umgangsformen mit NS-Geschichte bieten.

Ich gehe in diesem Aufsatz auf eine Textpassage aus der Festschrift ein: Klaus Joosten-Wilke hat einen Artikel mit dem Titel »Spuren« veröffentlicht (Joosten-Wilke, 1980). Darin führt er die LeserInnen wie bei einem Spaziergang oder einer Ortsbesichtigung durch das Gelände der Klinik. Hinter dem Autorennamen Joosten-Wilke steht die Bezeichnung »Innenrevisor« (Joosten-Wilke, 1980, 51).

Im folgenden werde ich den im Anhang zitierten Textauszug aus dem Aufsatz »Spuren« kommentieren. Als Anhaltspunkt für meine Anmerkungen verwende ich dabei die qualitativ-empirische Forschungsmethode des »Voice-Centered Listening«, die Carol Gilligan und ihre KollegInnen erarbeitet haben (Brown et. al., 1988). Grundprinzip dieser Vorgehensweise ist mehrmaliges Lesen eines Satzes unter jeweils verschiedenen Gesichtspunkten und das Heraus kristallisieren verschiedener Sprachnuancen, die als »Stimmen« bezeichnet werden. Eine »Stimme« bedeutet in diesem Zusammenhang eine Sammlung von Aussagen, die darauf hinweisen, daß die sprechende oder schreibende Person eine distinkte kognitive, emotionale und/oder körperliche Aussagerichtung vermittelt. Mehrere Stimmen können sich dabei wie in einer musikalischen Komposition überlappen und aufeinanderfolgen. Welche Stimmen zum Tragen kommen, hängt auch von der Resonanz oder dem Zuhören der lesenden oder zuhörenden Person ab (vgl. Brown/Gilligan, 1992, 25 – 31). Bei der Interpretation des im Anhang wiedergegebenen Textabschnitts bestimmt also meine spezifische Hörweise mit, welche Sprachnuancen oder Stimmen ich erkenne.

Im ersten Lesedurchgang geht es nach der Voice-Methode darum, den Inhalt eines Textes² zu erfassen und eigene Reaktionen zu dem Material wahrzunehmen und festzuhalten. Thematisch geht es in dem Textauszug um eine Benennung von Gebäuden und Orten auf dem Gelände der Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik, genauer gesagt um ein Beamtenwohnhaus, ein Leichenhaus und eine Feierhalle. Anschließend schreibt der Autor über einen Friedhof und über verschiedene Personengruppen, die dort begraben wurden: Patienten, Mitarbeiter der Klinik, Opfer des Krieges und der Vertreibung und durch Freitod Gestorbene. Der Autor macht auf mich den Eindruck, als wäre er ein Zeitzeuge, der Besucher über das Gelände führt und an den benannten Orten stehenbleibt, um über seine Erinnerungen zu berichten. Meine Reaktion auf den Text ist ein beklem-

2 Diese Methode ist für die Analyse von Interviewtranskripten entwickelt worden. Meine Anwendung auf einen veröffentlichten Text kann daher nur einen ersten Eindruck vermitteln.

mendes Gefühl. Ich habe den Eindruck, Herr Joosten-Wilke macht Andeutungen, die nur von InsiderInnen wirklich verstanden werden und die Außenstehende leicht überlesen. Da ich von der Dokumentation der NS-Geschichte der Klinik weiß, entsteht bei mir der Eindruck, NS-Verbrechen könnten hier angedeutet, aber nicht ausgesprochen sein.

Im zweiten Lesedurchgang nach der Voice-Methode geht es darum, die Selbstbenennung der sprechenden Person genauer zu analysieren. Da ich hier einen veröffentlichten Text betrachte und nicht, wie eigentlich bei dieser Analysemethode vorgesehen, ein Interviewtranskript, stoße ich beim Suchen nach Selbstbenennungen zunächst auf wenig Material. Der Textautor schreibt nicht in der ersten Person Singular, verwendet also kein »ich«. Trotzdem kann ich eine Selbst-Stimme finden, also Worte, mit denen Joosten-Wilke als »Sprechender« deutlich wird. Er schreibt im zweiten Abschnitt: »Man muß einige Umwege in Kauf nehmen, um zum Eingang zu gelangen«, und im letzten Satz: »Der Anblick der Grabsteine ... lassen den Betrachter nachdenklicher zurückgehen, als er gekommen ist.« Obwohl Joosten-Wilke nicht ausdrücklich von sich selbst spricht, habe ich die starke Vermutung, daß er sich zumindest bei den Bezeichnungen »man« und »Betrachter« selbst mitdenkt, da der gesamte Text aus seiner Perspektive als Zeitzeuge geschrieben zu sein scheint. Neben dieser Vermutung bleibt für mich nach dem zweiten Lesedurchgang zusammenfassend festzuhalten, daß der Autor sich nicht selbst im Text zeigt, sondern eine Sprache verwendet, die ohne ausdrückliche Selbstbezeichnung auskommt.

Im dritten Lesedurchgang meiner Analysemethode geht es schließlich darum, verschiedene Nuancen der sprechenden (oder schreibenden) Person herauszudifferenzieren. Dabei habe ich die unterschiedlichen Aspekte, die mir beim Lesen auffielen, farbig markiert und als Stimme definiert. Geleitet von meinem Eindruck aus dem ersten Lesedurchgang habe ich die Stellen einheitlich codiert, die beschreibende Informationen enthalten. Diesem Code habe ich den Arbeitstitel »beschreibende Stimme« gegeben und damit folgende Ausdrücke markiert:

»Beamtenwohnhaus«, »Das Leichenhaus mit der Feierhalle befanden sich außerhalb«, »schmiedeeisernen Kreuz«, »befinden sich Arbeits-, Büro- und Ausstellungsräume der Pathologie«, »die Bestattungen auf dem anstaltseigenen Friedhof«, »Friedhof, der seit 1958 nicht mehr belegt wird« und »70 Jahre lang«.

Auffallend ist, daß ich in den letzten Zeilen des Textes diese beschreibende Stelle nicht mehr »höre«. Im Kontrast zu dieser Ebene konnte ich eine weitere Nuance erkennen, die ich »andeutende Stimme« genannt habe:

»sogenannte«, »in früheren Zeiten«, »noch (heute)«, »längst nicht mehr«, »befinden sich naturgemäß besonders anrührende Spuren der Vergangenheit«, »70 Jahre lang wurden hier Patienten beigesetzt, die ohne Angehörige verstorben waren oder deren Angehörige keinen besonderen Bestattungsplatz gewählt hatten«, »Im April 1945 und in den Monaten danach«, »von verwehten Schicksalen künden«, »der vielen Gräber, die nicht gekennzeichnet sind« und »lassen sicher den Betrachter nachdenklicher zurückgehen, als er gekommen ist«.

Bei all diesen Aussagen entsteht für mich der Eindruck, daß ich erst noch einmal nachfragen müßte, um verstehen zu können, was genau der Autor im Sinn hat. Einige Andeutungen überschneiden sich mit meinen Vorkenntnissen. So lese ich »Im April 1945« als einen Hinweis auf NS- und Kriegszeit in der Endphase. Andere Andeutungen bleiben mir unzugänglich, wie die Bedeutung von »verwehten Schicksalen« im letzten Satz.

Besonders fällt mir an dieser »andeutenden Stimme« die Erwähnung der Angehörigen auf: Joosten-Wilke schreibt vom Sterben »ohne Angehörige« und fährt sofort mit »oder« fort, als wolle er die Aussage noch einmal verbessern oder präzisieren. Angehörige, so fährt er fort, hätten »keinen besonderen Bestattungsplatz gewählt«. Mir kommt die trotzige Frage in den Sinn, ob er sagen wolle, die Angehörigen hätten einen »allgemeinen«, also nicht besonderen Ort gewählt. Wieder helfen mir Hintergrundinformationen, die Andeutungen zu interpretieren: Zwischen 1939 und 1945 starben 4607 Menschen in der Klinik, teils an den Folgen von medizinischen Menschenexperimenten, teils durch Vernachlässigung und Nahrungsentzug, teils durch tödliche Medikamente (Härtel, Kühn und Emmerich, 1988). Gezielte Tötung und Täuschung von Angehörigen war somit der Grund für die Abwesenheit oder die fehlende Grabstättenwahl der Angehörigen. Ich vermute, daß der Autor von den PatientInnen-tötungen in der Klinik wußte, und nehme an, daß er deshalb über seine Worte zu den Angehörigen stolpert. Will Joosten-Wilke sogar eine Vernachlässigung der toten Patienten durch deren Angehörige suggerieren und sein eigenes Gedenken an die Toten davon positiv absetzen? Ich frage mich, in wessen Interesse er hier unklar bleibt, und ob er den Tod der Patienten und Patientinnen auch vor sich selbst zu beschönigen versucht. Eine Antwort auf diese Fragen kann ich im Text nicht finden.

Meinen Eindruck eines beschönigenden Interesses kann ich untermauern mit einer Textebene, die ich als »schönfärbende Stimme« codiert habe:

»Feier(halle)«, »Schmuckformen«, »sicherlich eine würdige ... Schauseite«, »geschmückt«, »religiösen Zwecken«, »stimmungsvolle Allee«, »belegt wird«, »anrührende Spuren der Vergangenheit«, »verstorben«, »auch viele ehemalige Mitarbeiter auf ihren besonderen Wunsch«, »Opfer des Krieges und der Vertreibung«, »verwehten Schicksalen« und »nachdenklicher«.

Die vielen Schmuckworte und Feierlichkeiten erinnern mich an Inszenierungen von nationalsozialistischen Feiern. Bekannt ist mir, daß in einem ehemaligen Kirchenraum des Verwaltungsgebäudes Veranstaltungen der NS-Jugendorganisation stattfanden (Emmerich, 1988, 81). Schönfärbend erklingt mir diese Stimme sowohl wegen der Schmuckworte als auch aufgrund der neutralen und damit auf mich verharmlosend wirkenden Begriffe. »Verstorben« ist für mich z. B. eine Verschleierung der gezielten Unterernährung, Sterilisation, Tötung von PatientInnen sowie der oft tödlichen medizinischen Versuche an Kindern, die in der Klinik durchgeführt wurden (Krüger, 1988).

Eine weitere Stimme des Autors habe ich als »Toten-Stimme« markiert; hierzu zähle ich:

»Leichenhaus«, »Ausstellungsräume der Pathologie«, »die Bestattung auf dem anstaltseigenen Friedhof«, »Friedhof, der seit 1958 nicht mehr belegt wird«, »Wurden hier Patienten beigesetzt«, »keinen besonderen Bestattungsplatz«, »eine letzte Ruhestätte gefunden«, »Opfer«, »den Freitod gewählt« und »viele Gräber«.

Erst bei genauerem Hinhören auf diese Stimme im Text wird mir bewußt, daß das Thema von Joosten-Wilke nicht die Beschreibung von Gebäuden auf dem Gelände der Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik ist, sondern daß er über Tote schreibt. Selbst in der Andeutung zum Beamtenwohnhaus, »in dem heute gar kein Beamter mehr wohnt« (Zeile 2) höre ich die Erinnerung an verstorbene Klinikdirektoren mitschwingen, die dort gewohnt haben, besonders an Gustav-Adolf Waetzoldt, der zwischen 1933 und 1945 als ärztlicher Leiter der Klinik im Beamtenwohnhaus wohnte und sich 1945 umbrachte (vgl. Emmerich, 1988). Unter Waetzoldts Verantwortung wurden nationalsozialistische Praktiken der Entrechtung und Ermordung von Menschen in der Klinik durchgeführt und weiterentwickelt (vgl. Reuter und Waetzoldt, 1937). Daß Waetzoldt in der Klinik dem Nationalsozialismus die Türen öffnete, ist durch viele Quellen belegt

(Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik, 1988). Marianne Hühn (1988) berichtet, daß aus der Heilanstalt heraus die Verfolgung von jüdischen Personen durchgeführt wurde: »Ab Oktober 1941 entsprach dann das Schicksal jüdischer Anstaltsinsassen weitgehend dem der jüdischen Bevölkerung: Sie wurden deportiert und umgebracht.« (Hühn, 1988, 125; vgl. auch Friedländer, 1987, 41). Selbst aus der Anstalt Obrawalde kamen Beschwerden über den verwahrlosten Zustand der dorthin transportierten PatientInnen aus der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik, was die außergewöhnlich schlechte Behandlung der Menschen in der Klinik belegt (Emmerich, 1988, 84). Obrawalde war eine Anlage, in die PatientInnen aus psychiatrischen Krankenhäusern transportiert wurden, um dort ermordet zu werden.³

Zur »Toten-Stimme« von Joosten-Wilke zähle ich auch die Wortwahl »Opfer des Krieges und der Vertreibung«, weil sie sich direkt auf Menschen bezieht, die auf dem Friedhof begraben wurden. Erst die Personen, die »Im April 1945 und in den Monaten danach« beerdigt werden mußten, benennt Joosten-Wilke als »Opfer«. Hier höre ich eine Wertung des Autors heraus, die ich als weiteren Hinweis darauf nehme, daß er das Unrecht gegen PatientInnen der Klinik während der Nazi-Herrschaft nur in versteckten Andeutungen (mit einer »andeutenden Stimme«) einbezieht, ohne der Opfer zu gedenken.

In diesem dritten Lesedurchgang habe ich die folgenden vier Stimmen herausgehört:

- beschreibende Stimme
- andeutende Stimme
- schönfärbende Stimme
- Toten-Stimme

Interessant für mich ist, zu beobachten, daß die beschreibende Stimme zusammen mit der schönfärbenden Stimme eine oberflächlich neutrale Textebene ausmachen, unter der mit der andeutenden Stimme und besonders der Toten-Stimme die Realität von NS-Verbrechen in der Klinik durchschimmert. Außerdem bilden die beschreibende und die andeutende Stimme sowie die schönfärbende und die Toten-Stimme jeweils einen Kontrast (deutlich beschreibend vs. vage andeutend bzw. geschmückte Atmosphäre vs. Leichen von ermordeten Personen). Mein beklemmendes Gefühl nach dem ersten Lesedurchgang läßt sich vielleicht mit diesem kontrastreichen und damit spannungsgeladenen Charakter des Textes erklären.

3 Zwischen 1933 und 1945 waren ca. 15.000 PatientInnen in der Klinik. 4.607 Personen davon starben in der Anstalt und ca. 5.000 dieser Menschen wurden in Tötungsanstalten verlegt (Härtel/Hühn/Emmerich, 1988, 185).

Mit meiner Interpretation des kurzen Auszugs aus Joosten-Wilkes Aufsatz »Spuren« wollte ich darstellen, daß auch in Berichten über die Geschichte eines Arbeitgebers, die auf den ersten Blick die Zeit des Nationalsozialismus ausblenden, Hinweise auf diese Zeit enthalten sind. Unter Zuhilfenahme von Geschichtsinformationen aus anderer Quelle war es mir möglich, versteckte »Untertöne« in dem scheinbar über die NS-Zeit schweigenden Text zu entschlüsseln. Eine erste Antwort auf meine eingangs formulierte Frage nach Überlieferung von und Umgangsformen mit NS-Geschichte wäre, daß Joosten-Wilke Informationen über die NS-Verbrechen der Klinik andeutet, ohne sich deutlich darauf zu beziehen. Sich selbst stellt er als »nachdenklich« angesichts des geschichtsträchtigen Friedhofs dar.

Meine Eindrücke aus der Analyse des Textes über die Klinik werde ich in meiner weiteren Forschungsarbeit auf verschiedene Weise nutzen:

1. Meine Annahme wurde bestätigt, daß Informationen über die NS-Geschichte auch in Äußerungen zu finden sind, die nicht ausdrücklich zur Offenlegung von NS-Belastung gedacht sind. In Interviews mit Angehörigen von NS-belasteten Betrieben werde ich meine Fragen so offen formulieren, daß ich vermeide, bei den Befragten Bedürfnisse nach Rechtfertigung zu erwecken. Denn selbst wenn diese Personen die NS-Zeit nicht von sich aus direkt benennen, gehe ich davon aus, daß sie mir trotzdem »versteckte« Mitteilungen über diese Zeit und vor allem über ihre Umgangsformen damit machen werden.
2. Eine Kombination aus psychologischer Analyse einerseits und Auswertung geschichtsdokumentarischer Quellen andererseits erscheint für mein Thema sinnvoll zu sein. Die Methode des Voice-Listening werde ich auch in meiner weiteren Forschung fortführen, auch dort in Verbindung mit historiographischen Erkenntnissen.
3. Mich interessieren neben den Umgangsformen mit NS-Geschichte auch die Prozesse, in denen Wissen über diese Zeit vermittelt und gelernt wird. In weiteren Vorarbeiten werde ich untersuchen, inwieweit verschlüsselte Informationen, wie in dem hier analysierten Beispiel, an der Informationsvermittlung beteiligt sind.

LITERATUR

- Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik (Hrsg.), 1988: *Totgeschwiegen. 1933 – 1945. Die Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik*. Berlin: Edition Hentrich.
- Bar-On, Dan, 1993: *Die Last des Schweigens*. Frankfurt a. M. und New York: Campus.
- Brown, Lyn/Argyris, Dianne/Attanucci, Jane/Bardige, Betty/Gilligan, Carol/Johnston, Kay/Miller, Barb/Osborne, Dick/Ward, Janie/Wiggins, Grant/Wilcox, David, 1988: *A guide to reading narratives of conflict and choice for self and relational voice*. (Monograph No. 1). Cambridge, MA: Project on the Psychology of Women and the Development of Girls, Harvard Graduate School of Education.
- Brown, Lyn/Gilligan, Carol, 1992: *Meeting at the crossroads. Women's psychology and girls' development*. Cambridge, MA: Harvard University Press.
- Emmerich, Norbert, 1988: Die Wittenauer Heilstätten 1933 – 1945. In: Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik (Hrsg.), 77 – 92.
- Emundts, Corrinna, 1999: Die plötzliche Macht der Geschichte. Warum sich ein halbes Jahrhundert nach dem Holocaust deutsche Unternehmen auf ihre Mitschuld am NS-Terror besinnen. *Süddeutsche Zeitung* Nr. 30 vom 6. Februar 1999, 10.
- Friedländer, Henry, 1987: Jüdische Anstaltspatienten im NS-Deutschland. In: Aly, Götz (Hrsg.): *Aktion T4 1939 – 1945. Die »Euthanasie«-Zentrale in der Tiergartenstraße 4*, Berlin.
- Hühn, Marianne, 1988: Rassenideologie wird Gesetz. In: Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik (Hrsg.), 93 – 104.
- Härtel, Christina/Hühn, Marianne/Emmerich, Norbert, 1988: Krankenmorde in den Wittenauer Anstalten. In: Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik (Hrsg.), 185 – 189.
- Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik, 1980: 100 Jahre Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik 1880 – 1980. Berlin: Eigenverlag.
- Krüger, Martina, 1988: Kinderfachabteilung Wiesengrund. Die Tötung behinderter Kinder in Wittenau. In: Arbeitsgruppe zur Erforschung der Geschichte der Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik (Hrsg.), 151 – 176.
- Joosten-Wilke, Klaus, 1980: Spuren. In: Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik, 51 – 58.
- Reuter, Fritz/Waetzoldt, Gustav-Adolf, 1937: *Aufartung durch Ausmerzung, Sterilisation und Kastration im Kampf gegen Erbkrankheit und Verbrechen*. Berlin (zitiert in Emmerich, 1988).
- Rosenthal, Gabriele (Hrsg.), 1990: *»Als der Krieg kam, hatte ich mit Hitler nichts mehr zu tun.« Zur Gegenwärtigkeit des »Dritten Reichs« in Biographien*. Opladen: Leske & Budrich.

dies. (Hrsg.); 1997: *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Welzer, Harald/Montau, Robert/Platz, Christine, 1997: *»Was wir für böse Menschen sind!« Der Nationalsozialismus im Gespräch zwischen den Generationen*. Tübingen: edition discord.

ANHANG

Textauszug: Klaus Joosten-Wilke, Innenrevisor, 1980: Spuren. In: 100 Jahre Karl-Bonhoeffer-Nervenlinik. 1880 – 1980, 51 – 58. Hier: 56.

»Das sogenannte Beamtenwohnhaus – in dem heute gar kein Beamter mehr wohnt – und das Leichenhaus mit der Feierhalle befinden sich außerhalb des Mauergevierts. Die Feierhalle ähnelt in ihren Schmuckformen denen des Verwaltungsgebäudes und stellte in früheren Zeiten sicherlich eine würdige nördliche Schauseite für das Anstaltsgelände dar. Obwohl sie noch heute von einem schmiedeeisernen Kreuz auf dem Giebel geschmückt wird, dient sie längst nicht mehr religiösen Zwecken; hinter den Fenstern befinden sich Arbeits-, Büro- und Ausstellungsräume der Pathologie.

Die Feierhalle war so angelegt, daß von hier aus auch die Bestattungen auf dem anstaltseigenen Friedhof ihren Ausgang nehmen konnten. Die stimmungsvolle Allee zum Friedhof ist heute leider durch Bauarbeiten stark verunstaltet worden, und man muß einige Umwege in Kauf nehmen, um zum Eingang zu gelangen. Hier auf diesem Friedhof, der seit 1958 nicht mehr belegt wird, befinden sich naturgemäß besonders anrührende Spuren der Vergangenheit. 70 Jahre lang wurden hier Patienten beigesetzt, die ohne Angehörige verstorben waren oder deren Angehörige keinen besonderen Bestattungsplatz gewählt hatten. Hier haben auch viele ehemalige Mitarbeiter auf ihren besonderen Wunsch eine letzte Ruhestätte gefunden. Im April 1945 und in den Monaten danach sind Opfer des Krieges und der Vertreibung hier beigesetzt worden, darunter viele, die den Freitod gewählt hatten. Der Anblick der Grabsteine, die von verwehten Schicksalen künden, und der vielen Gräber, die nicht gekennzeichnet sind, lassen sicher den Betrachter nachdenklicher zurückgehen, als er gekommen war.«

IV. Geld, Zeit, Information

DOKTORANDINNEN-EHRUNG

ANERKENNUNG UND VORBEREITUNG AUF EINE DURSTSTRECKE

Annette Henninger / Mechthild Kiegelmann

Auf der fünften Wissenschaftlerinnen-Werkstatt der Hans-Böckler-Stiftung fand erstmals eine Feier für fertiggestellte Dissertationen statt. Dabei wurden die Promovendinnen geehrt, die bis zu diesem Zeitpunkt ihre Arbeit abgegeben hatten. Zur Einstimmung wurde auf die Feier bereits in der Tagungsankündigung hingewiesen. Das Vorbereitungsteam, bestehend aus Britta Behm, Mechthild Kiegelmann, Gudrun Maierhof und Andrea Sieber, bat um festliche Kleidung für einen nicht näher beschriebenen »Damenabend mit Doktorinnen-Ehrung«. Im Vorfeld galt es herauszufinden, welche der Tagungsteilnehmerinnen diesen wichtigen Schritt im Promotionsverfahren erreicht haben. Andrea Sieber verschickte an die zu Ehrenden vorab einen Fragebogen, in dem neben Formalien wie Datum der Abgabe und Titel der Dissertation auch Informationen über den Promotionsprozeß abgefragt wurden. Fragen wie: Was war am schwierigsten? Worauf bist du am meisten stolz? Was würdest du gerne an angehende Doktorinnen weitergeben? boten die Möglichkeit zur Reflexion über den vergangenen Lebensabschnitt. Zugleich wurden damit Neugier und Vorfreude auf die geheimnisumwobene Ehrung geweckt.

Um der Feier einen angemessenen Rahmen zu geben, hat das Vorbereitungsteam keine Kosten und Mühen gescheut. Ein Ehrenbuch und ein Siegel der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt wurden eigens angefertigt und eine Sofortbildkamera angeschafft. Aufgrund der Informationen aus den Fragebögen verfaßte Andrea Sieber für jede Frau eine individuelle Laudatio, die sie mit einer Ehrenurkunde zu einer Mappe zusammenstellte. Am Abend der Feier schmückten die Vorbereitungsfrauen den Raum – der holzvertäfelte Speisesaal der DGB-Jugendbildungsstätte in Oberursel, einer alten Villa, war hierfür bestens geeignet. Das Ensemble »Lady Plays the Flute« sorgte mit klassischer Musik für eine feierliche Umrahmung.

Die Neugier der in festlicher Kleidung eintreffenden Tagungsteilnehmerinnen wurde durch das Warten auf die Ehrengäste noch etwas geschürt. Als alle versammelt waren, eröffnete Andrea Sieber als Moderatorin des Abends die Veranstaltung. Zuerst wurden die fünf Promovendinnen individuell geehrt, die ihre Dissertation abgegeben hatten und auf den Abschluß des Prüfungsverfahrens warteten. Hierzu wurden die Kandidatinnen namentlich aufgerufen, und die Frauen aus dem Vorbereitungsteam verlasen

jeweils eine persönliche Laudatio. Jede Geehrte bekam eine langstielige Baccara-Rose und die liebevoll gestaltete Urkundenmappe überreicht und wurde dabei fotografiert. Die angehenden Doktorinnen trugen sich unter dem Titel und Abgabetermin der Dissertation ins Ehrenbuch ein, dazu wurden die Sofortbilder eingeklebt. Andrea Sieber faßte abschließend in einer kleinen Rede die Empfehlungen der Doktorandinnen an ihre Kolleginnen zusammen. Als zweiter Teil des Festaktes folgte eine Gruppenehrung für die bereits offiziell promovierten Doktorinnen, ebenfalls mit Foto und Eintrag ins Ehrenbuch. Daraufhin wurden alle Anwesenden aufgefordert, miteinander auf die geehrten Damen anzustoßen. Damit wurde der gemütliche Teil des Abends eröffnet. Während die Tagungsteilnehmerinnen angeregt plauderten und feierten, sorgte das Ensemble mit Kaffeehaus-Musik für eine stimmungsvolle Atmosphäre.

In der Vorbereitungsgruppe entstand die Idee für einen solchen Festakt aus mehreren Gründen. Mit der Abgabe der Dissertation ist der inhaltliche Teil der Arbeit abgeschlossen. Der Abgabetermin stellt damit den Endpunkt eines wichtigen akademischen und biografischen Lebensabschnitts dar, wird aber im deutschen Hochschulsystem in der Regel nicht offiziell gewürdigt. Die Voraussetzungen zur Erlangung des Titels, wie Disputation bzw. Rigorosum und die Veröffentlichung der Arbeit, ziehen sich meist über eine längere Zeit hin. Diese Wartezeit wird unter Umständen erschwert durch unerfreuliche Konflikte mit den Gutachterinnen und Gutachtern, z. B. über die Terminfindung oder inhaltliche Veränderungen der Arbeit für die Publikation. Diese Auseinandersetzungen kosten Kraft, die die Kandidatin zu diesem Zeitpunkt nicht hat, und lenken davon ab, auf die vollbrachte Leistung stolz zu sein. Hinzu kommt der finanzielle Druck: Das Stipendium ist meist ausgelaufen, eine Anschließperspektive noch nicht gesichert. Nach der Fertigstellung der Promotion steht also eine Durststrecke bevor. Zum Abschluß dieses Zwischenschritts und als Vorbereitung auf die schwierige Endphase ist eine feierliche Ehrung eine gute Möglichkeit, die angehenden Doktorinnen zu motivieren und zu stärken.

Im deutschen Hochschulsystem werden Urkunde und Titel zu einem Zeitpunkt verliehen (oder mit der Post zugestellt), wenn das Leben der Doktorin schon weitergegangen ist. Universitäre Feiern zu diesem Anlaß sind selten und häufig eher steif. Im Gegensatz zu anderen Ländern, wie z. B. den USA, tun sich deutsche Universitäten schwer mit der Ehrung ihres Nachwuchses – vermutlich eine Spätfolge des Versuchs der 68er-Bewegung, die Ordinarien-Universität und den Talar-Mief abzuschaffen. Gegenwärtig unternehmen einzelne Universitäten Versuche, solche Festakte wieder einzuführen, was jedoch aus Unsicherheit über eine angemessene Form häufig eher unbeholfen wirkt.

Die Vorbereitungsfrauen wollten diesen Problemen etwas entgegensetzen und eine Tradition schaffen, in der die Fertigstellung der Dissertation angemessen gewürdigt

wird. Dabei war ihnen wichtig, nicht nur akademische Leistungen anzuerkennen, sondern auch die gemeisterten biografischen Hürden zu berücksichtigen. Für Frauen, die von der Hans-Böckler-Stiftung gefördert werden, sind dies zusätzlich zu den normalen Höhen und Tiefen einer Promotion z. B. die Erlangung des Abschlusses trotz Benachteiligung beim Bildungszugang, fehlende Anerkennung durch die Herkunftsfamilie, Fremdheit in akademischen Kreisen und zusätzliche Arbeit durch die Betreuung von Kindern oder pflegebedürftigen Angehörigen.

Der Vorbereitungsgruppe ist es gelungen, die im Wissenschaftssystem fehlende Ehrung selbst in die Hand zu nehmen. Wichtig war dabei auch die Betonung der gegenseitigen Unterstützung der Böckler-Stipendiatinnen. Dieser Beziehungsaspekt wurde u. a. darin deutlich, daß die Laudatio durch eine vertraute Person verlesen wurde. Wie die Reaktion der Teilnehmerinnen verdeutlichte, wurde die Idee von den meisten sehr positiv aufgenommen. Die Vorfreude auf eine solche Ehrung ist für einige eine Motivation, bis zur nächsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt ihre Arbeit abzugeben. Dieser Ansporn wurde als positiver Gegensatz zu dem materiellen Druck empfunden, der durch die neuen Förderbedingungen der Hans-Böckler-Stiftung geschaffen wird. Hiernach ist eine Weiterförderung im dritten Jahr erst dann möglich, wenn schon 80 % der Dissertationen verschriftlicht sind.

Für mich (Annette Henninger) als eine der Geehrten war der Festakt eindeutig der Höhepunkt der Tagung. Die Vorfreude hierauf war für mich eine wichtige Motivation, während der letzten harten Wochen und Monate vor der Abgabe durchzuhalten. Die Ehrung stand für mich im Kontrast zur fehlenden Anerkennung im akademischen Bereich und in meiner Herkunftsfamilie. Die Feier hat mich sehr bewegt, und ich freue mich schon darauf, im nächsten und im übernächsten Jahr auch wieder dabeizusein und anderen die Anerkennung zu schenken, die ich selbst erfahren habe.

Die in diesem Jahr begonnene Tradition soll in Zukunft fortgeführt werden. Hierzu wurden Ehrenbuch und Siegel an das Vorbereitungsteam der nächsten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt übergeben.

LEBENSZEIT – DISSERTATION UND BIOGRAPHIE

Annette Henninger

Die Dissertationsphase nimmt bei vielen Promovendinnen einen beträchtlichen Abschnitt ihrer Lebenszeit in Anspruch. Für die Auseinandersetzung mit den Zusammenhängen zwischen Dissertation und Biographie war auf der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt ein halber Tag reserviert. Am Nachmittag wurden Arbeitsgruppen angeboten, die einen kreativen Zugang zu diesem Thema ermöglichten. Die Teilnehmerinnen, die diesen Fragen intensiver nachspüren wollten, wurden am Abend von Irene Preußner zu einer Phantasiereise eingeladen.

Die Arbeitsgruppe war von Susanne Heynen und Irene Preußner, beide Psychologinnen und Promotionsstipendiatinnen der HBS, im letzten Jahr konzipiert worden und sollte bereits auf der vierten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt stattfinden.¹ Es erwies sich jedoch als ungünstig, daß die AG parallel zu den thematischen AGs angeboten wurde, in denen die Teilnehmerinnen ihre eigenen Forschungsprojekte diskutieren konnten. Obwohl viele im Vorfeld großes Interesse bekundet hatten, entschieden sie sich auf der Tagung anders, und die Arbeitsgruppe mußte leider ausfallen. Diesmal sollte eine Konkurrenz zu den anderen AGs vermieden werden. Am Samstag nachmittag stand für alle Teilnehmerinnen Zeit zur Verfügung, um sich mit der Bedeutung der Dissertation in ihrem Leben auseinanderzusetzen.

Als Anregung für die Diskussion dienten eine Reihe von Fragen, wie: Was verspreche ich mir davon, eine Dissertation zu dem gewählten Thema zu schreiben? Woher kommt mein Erkenntnisinteresse? Welche Bedeutung hat das Forschungsthema für mich? Welche Bedeutung hat es für mich, einen Dokortitel zu erwerben? Als weiteres Angebot an die Teilnehmerinnen bestand die Möglichkeit, mit Hilfe von Packpapier, Zeitungsausschnitten, buntem Papier, Schere und Klebstoff Tüten zu gestalten, die das Äußere und die verborgene Innenseite der Dissertation sichtbar machen sollten.

Es ist schwierig, den Verlauf der insgesamt fünf Arbeitsgruppen hier zusammenfassend wiederzugeben, da die Methode zu einer sehr persönlichen Auseinandersetzung mit dem Thema anregte. Bei einzelnen Teilnehmerinnen stieß die ungewohnte kreative

¹ Die konzeptionellen Überlegungen der beiden Initiatorinnen finden sich in der Dokumentation der vierten Wissenschaftlerinnen-Werkstatt (vgl. Heynen, Susanne/Preußner, Irene, 1998: Das Subjekt im Schatten der Wissenschaft. In: Heynen, Susanne (Hrsg.): »Wir fischen nicht im Trüben: Goldfische für alle – Netzwerke für Frauen«, Graue Reihe der Hans-Böckler-Stiftung, Band 147. Düsseldorf, 85 – 94.

Annäherung an die Dissertation anfangs auf deutliche Skepsis. Dann wurde aber dennoch eifrig gebastelt, und einmal in Schwung, erschien vielen die Zeit zu knapp bemessen. Aus den bereitgestellten Materialien entstanden sehr unterschiedliche Produkte: So gab es z. B. Umschläge, Schultüten, ein Himmel-und-Hölle-Spiel und diverse geheimnisvolle Faltobjekte, in denen allerlei verborgen war. Bei der gegenseitigen Vorstellung der Produkte kamen über das Medium der gestalterisch sehr unterschiedlich ausgefallenen »Tüten« individuell sehr verschiedene Verknüpfungen von Dissertation und Biographie zum Vorschein. Die Gespräche kreisten u. a. um Kindheit und Familie, Motive für die Promotion, Lebensziele, aber auch die Frustration nach Abgabe einer größeren Qualifizierungsarbeit und »Durststrecken« wurden angesprochen. Die Arbeitsgruppen ermöglichten damit ein sehr persönliches gegenseitiges Kennenlernen der Tagungsteilnehmerinnen und haben der einen oder anderen sicherlich unverhoffte (Selbst-) Erkenntnisse beschert.

Mir persönlich hat das Basteln viel Spaß gemacht. Für mich sind solche kreativen Angebote eine willkommene Abwechslung auf Tagungen, bei denen zumeist mehr der Intellekt beansprucht wird. Eine sinnvolle Umsetzung braucht aber Zeit und muß ins Gesamtkonzept der Tagung integriert sein.

Für alle, die sich selbst auf die Suche nach Zusammenhängen zwischen Forschung und Biographie machen wollen, wird an dieser Stelle die Phantasiereise dokumentiert, die den Abschluß des Tages bildete. Am besten ist es, sich den Text von einer vertrauten Person mit ruhiger Stimme langsam vorlesen zu lassen. Bequem hinsetzen, bei Bedarf die Augen schließen, der Unterlage nachspüren und tief ein- und langsam wieder ausatmen.

Gute Reise!

BALLONFLUG²

Stell Dir vor, es ist abends und Du liegst in Deinem Bett. Du schließt die Augen, döst eine Weile und gleitest schnell in einen Zustand zwischen Wachen und Schlafen. Du hast nun einen angenehmen Traum: Es ist ein warmer Sommertag, und Du schwebst in einem großen Ballon über die Erde ... Immer höher ... und höher ... und Du siehst, wie unter Dir alles kleiner wird: die Wiesen und Felder, Dörfer und Städte und was Du sonst noch erkennen kannst. Du fühlst Dich frei und losgelöst, aber gleichzeitig auch sicher von dem Ballon getragen.

2 Diese Reise ist eine abgewandelte Version einer Phantasiereise für Kinder und Jugendliche aus: Manteufel, Eva/Seeger, Norbert, 1992: Selbsterfahrung mit Kindern und Jugendlichen. Ein Praxisbuch. Kösel Verlag, 76 – 77.

Du denkst an Deine Forschungsarbeit (Dissertation) und überlegst, was sich durch sie für Dich im Leben geändert hat: in Deinen Freizeitaktivitäten ... bei Deiner Arbeit ... in Deinem Freundeskreis ... in Deiner Beziehung ... Vielleicht hat sich auch etwas in Deiner Familie verändert? ... Sorgen sich andere um Dich? Fragen sie häufiger nach, wann Du fertig sein wirst? Brauchst Du mehr Hilfe? Wie geht es Dir dabei? Nun überlegst Du, welche drei Veränderungen Dich am stärksten belasten oder bedrücken.

An Deinem Korb hängen drei große und schwere Säcke, die den Flugballon auf seiner jetzigen Höhe halten. Du stellst Dir jetzt vor, Du würdest die drei belastendsten Veränderungen in diese Sandsäcke packen (Zeit geben). Dann schneidest Du einen nach dem anderen los und beobachtest, wie sie in die Tiefe fallen ... Du fühlst Dich leichter und unbeschwerter. Du genießt den schwerelosen Flug über wechselnde Landschaften ... Du beginnst langsam nach Deinem Landeplatz Ausschau zu halten. Wenn Du ein sicheres Plätzchen zum Landen gefunden hast, kehrst Du in den Zustand zwischen Schlafen und Wachen in Dein Bett zurück. ...

Du öffnest die Augen, dehnst und streckst Dich.

BEARBEITUNG

Wenn Du wieder sicher gelandet bist, kannst Du Dich mit folgenden Fragen beschäftigen: Was hast Du in die Säcke gepackt? Welche Veränderungen traten durch die Dissertation im Leben ein (Freizeit, Beruf, Familie, Freundeskreis, Sexualität ...)?

DIESSEITS UND JENSEITS DER STIFTUNGEN

BERUFSPERSPEKTIVEN NACH DER PROMOTION

Annette Henninger

Der zweite Teil der Wissenschaftlerinnen-Werkstatt war der Frage gewidmet, wie es eigentlich nach dem Abschluß der Promotion weitergeht. Das Promovieren mit Stipendium bringt häufig eine nur rudimentäre Anbindung an einen Lehrstuhl mit sich; zudem fehlt es häufig an außeruniversitären beruflichen Kontakten. Chancen, innerhalb der Universität eine eventuell freiwerdende Stelle zu bekommen, bestehen kaum. Dazu mangelt es insbesondere Frauen in dieser Situation häufig an MentorInnen. So ist die weitere individuelle Karriereplanung eine Frage, die vor allem Promovendinnen im fortgeschrittenen Stadium der Dissertation brennend interessiert. Das Vorbereitungsteam hatte zwei Podiumsdiskussionen konzipiert, um hierzu Anregungen zu bieten. Am Samstag morgen saßen Vertreterinnen von Forschungsförderinstitutionen auf dem Podium. In der zweiten Podiumsveranstaltung am Sonntag morgen ging es um Möglichkeiten eines Berufseinstiegs jenseits der Beantragung von Forschungsprojekten.

Interessante Informationen für alle, die sich einen Berufseinstieg in der Wissenschaft über die Beantragung eines eigenen Forschungsprojektes wünschen, bot das Podium über Forschungsfördereinrichtungen. Prof. Dr. Hannelore Faulstich-Wieland für die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Dr. Hiltgund Jehle von der VW-Stiftung und Prof. Dr. Schumm-Garling stellvertretend für die Abteilung Forschungsförderung der Hans-Böckler-Stiftung standen den Teilnehmerinnen Rede und Antwort. Die Vertreterin der Heinrich-Böll-Stiftung mußte leider kurzfristig absagen.

Generell gilt bei der Beantragung von Forschungsmitteln, daß meist eine Professorin bzw. ein Professor als AntragstellerIn auftreten muß. Von der VW-Stiftung wurden in der Vergangenheit auch schon Anträge von gemeinnützigen Vereinen bewilligt. Dies ist zwar möglich, bisher aber eher der Ausnahmefall. Beantragt werden bei allen Stiftungen keine Personalstellen, sondern Fördersummen, die im Antrag genau aufgeschlüsselt werden müssen. Der maximale Förderumfang bei der HBS beträgt etwa 200.000 DM. Das entspricht einer BAT IIA-Stelle bzw. zwei halben Stellen für die Dauer von 2 bis 2 1/2 Jahren. Die finanzkräftigere DFG sowie die VW-Stiftung fördern umfangreichere Anträge, während die HBS-Forschungsförderung eher für die Förderung von kleineren Projekten mit Praxisbezug in Frage kommt. Es ist nicht empfehlenswert, einen Projekt-

antrag gleichzeitig bei DFG und VW-Stiftung zu stellen; sollte die bzw. der zuständige ReferentIn bei VW davon erfahren, daß der Antrag zugleich bei der DFG läuft, wird die Bearbeitung zurückgestellt, bis bei DFG über den Antrag entschieden wurde. Es ist aber durchaus möglich und auch chancenreich, einen bei der DFG abgelehnten Antrag nochmal bei VW einzureichen und umgekehrt – selbstverständlich unter Berücksichtigung der formalen Vorgaben.

Weitere Unterschiede zwischen den Stiftungen bestehen im Grad der Formalisierung des Antragsverfahrens. Bei der DFG gibt es Merkblätter zur Gestaltung der Anträge, deren Vorgaben genau einzuhalten sind. Ein fester Stamm von Fachgutachterinnen begutachtet die eingereichten Projektanträge. Dabei kann es sinnvoll sein, zum Einstieg erst einmal ein kleineres Projekt zu konzipieren. Der Erfolg bei Bearbeitung von kleineren Projekten kann bei der DFG einen Bonus für die Bewilligung größerer Projektanträge schaffen. Bei der VW-Stiftung dagegen gibt es keine formalen Vorgaben für die Gestaltung des Antrages. Gefördert werden hier Themenschwerpunkte; in letzter Zeit wurden innerhalb dieser Schwerpunkte auch eine Reihe von Frauenforschungsprojekten bewilligt. Bei der VW-Stiftung entscheidet der bzw. die thematisch zuständige ReferentIn über Vergabe der Gutachten. Ein Bonussystem wie bei der DFG gibt es hier nicht.

Vor der Konzipierung eines Forschungsprojektes ist es also sinnvoll, sich genau über Förderschwerpunkte und Vorgaben der Stiftungen zu informieren. Infomaterialien hierzu können bei den Stiftungen angefordert werden und sind auch über das Internet zugänglich (Adressen s. u.). Informationen über Möglichkeiten der Forschungsförderung geben auch die Drittmittelstellen an den Universitäten.

Am nächsten Tag saßen Frauen auf dem Podium, die ihren Berufsweg jenseits der Stiftungen gegangen sind. Dr. Gabriele Reinert-Schneider und Dr. Marita Haibach haben sich in unterschiedlichen Bereichen selbständig gemacht. Dr. Gabriele Reinert-Schneider ist heute als selbständige Personalmanagerin tätig. Die Zeit unmittelbar nach der Dissertation bezeichnete sie als ihre schwerste Zeit, in der sie einen beruflichen Neuanfang finden mußte. Zuerst arbeitete sie als Pressereferentin, bevor sie sich mit einem Seminarangebot für Unternehmen in die Selbständigkeit wagte. Sie qualifizierte sich weiter, u. a. mit einer therapeutischen Zusatzausbildung. Heute schult sie Führungskräfte in Karriereplanung und Konfliktmanagement. Frau Reinert-Schneider gab folgende Ratschläge für einen Berufseinstieg in diesem Bereich: Es sei ratsam, entweder im Vertrieb eines Unternehmens anzufangen und sich dann hochzuarbeiten, oder aber bei einer renommierten Unternehmensberatung bzw. Personalentwicklungsfirma einzusteigen und sich dann selbständig zu machen. Auf diese Weise könne man sich vom Arbeitgeber eine Ausbildung finanzieren lassen, die sonst sehr teuer sei.

Dr. Marita Haibach arbeitet als Beraterin für Organisationsentwicklung und Fundraising. Sie war als Abgeordnete der Grünen und als Staatssekretärin fünf Jahre in der Politik tätig, bevor sie in die Fundraising-Branche eingestiegen ist. Inzwischen hat sie zwei Bücher hierzu veröffentlicht und gilt als anerkannte Expertin. Zwar sei Fundraising und Sponsoring in der Bundesrepublik im Vergleich zu den USA immer noch ein unterentwickelter Bereich, der jedoch große Wachstumsmöglichkeiten bietet – und damit auch die Chance zu einem erfolgreichen Berufseinstieg. So entstehen jährlich etwa 300 neue Stiftungen; auch deutsche Unternehmen sind aus Gründen der Imagepflege zunehmend bereit, als Sponsoren aufzutreten. Ein weiterer bedeutender Bereich ist die Akquisition von Erbschaften. Marita Haibach sieht die Tätigkeit als Fundraiserin als eine Möglichkeit, gesellschaftliche Entwicklungen voranzutreiben. In diesem Bereich verbinden sich für sie politisches Engagement, Marketing-Kenntnisse und das Interesse für andere Menschen – denn SpenderInnen wollen auch persönlich betreut werden. Auf die Frage, wie frau Fundraiserin wird, gab Dr. Marita Haibach den Tip, in einer Fundraising-Organisation einzusteigen. Qualifizierungsangebote in diesem Bereich sind noch in der Entwicklungsphase. Daher ist vor allem learning by doing gefragt, um Erfahrungen für eine eventuelle Selbständigkeit zu sammeln.

Anschließend stellten Carola Fings und Dr. Gilla Dölle ihre Forschungszusammenhänge vor, die jenseits der Hochschule liegen. Carola Fings schilderte, wie sie in der Endphase ihres Studiums der Geschichtswissenschaft nach Perspektiven für eine wissenschaftliche Tätigkeit in diesem Bereich suchte. Aufgrund verbreiteter Standesdünkel bei HistorikerInnen und der Randexistenz feministischer Forschung fehlte ihr der Austausch mit gleichgesinnten Frauen. Aus der Idee, ein eigenes Forschungsinstitut zu gründen, entstand das »Rheinische Institut für Geschichte und Gedächtnis e.V.« (RIGG), das sie gemeinsam mit befreundeten Wissenschaftlerinnen ins Leben rief. Für ein Kooperationsprojekt mit dem Kölner Zentrum für NS-Forschung erhielt das neugegründete Institut eine Finanzierung vom Kölner Kulturrat. Carola Fings wies vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen darauf hin, daß es vor der Beantragung von Fördermitteln unerlässlich ist, den persönlichen Kontakt zu den zuständigen BearbeiterInnen zu suchen und einige Fragen im Vorfeld zu klären. Momentan arbeiten die Institutsfrauen ehrenamtlich; es werden jedoch Honorare für Vorträge bezahlt. Längerfristig will das Institut selbst Drittmittel einwerben und damit bezahlte Stellen schaffen.

Dr. Gilla Dölle arbeitet in einer bereits etablierten Institution: dem »Archiv der deutschen Frauenbewegung« in Kassel, das vor 15 Jahren im Kontext der Frauenbewegung als anfänglich unbezahltes Projekt gegründet wurde. Das Archiv führt neben der eigentlichen Archivarbeit eigene Forschungsprojekte, Bildungs- und Kulturarbeit durch, wie z. B. Ausstellungen, Lesungen und Publikationen. Finanziert wird das Archiv aus

unterschiedlichen Quellen. Der Großteil der Mittel für die eigentliche Archivarbeit kommt vom Hessischen Wissenschaftsministerium, die Stadt Kassel bezahlt die Miete. Als eingetragener Verein erhält das Archiv Beiträge und Spenden, Dienstleistungen des Archivs erfolgen gegen Bezahlung. Nach wie vor leisten die Mitarbeiterinnen aber auch viel unbezahlte Arbeit. Die Finanzierungsmöglichkeit von Personalstellen über ABM ist seit Anfang der 90er Jahre weggebrochen. Um neue Finanzierungsmöglichkeiten zu erschließen, wurde ein Förderkreis ins Leben gerufen. Ziel ist es, hierüber 500 Frauen zu gewinnen, die das Archiv mit einem monatlichen Beitrag von 50 DM unterstützen. Inzwischen bringt der Förderkreis genausoviel ein wie die städtische Förderung. Zur Durchführung der Forschungsprojekte des Archivs werden Drittmittel eingeworben, zumeist von Forschungsförderinstitutionen – was allerdings mit Schwierigkeiten verbunden ist, da das Archiv hier mit renommierten ProfessorInnen an den Hochschulen konkurrieren muß. Sponsoring-Gelder von Unternehmen konnten bisher nur einmal eingeworben werden. Für die Bildungs- und Kulturarbeit des Archivs gibt es je nach Projekt und Thema unterschiedliche Geldgeber. Hier gewinnen Privatunternehmen als Geldgeber an Bedeutung, während die Akquise von privaten Spenden schwierig ist. Die Einwerbung von Fördermitteln und PR-Arbeit, so das Fazit von Gilla Dölle, kostet viel Zeit und Energie und nimmt im Vergleich zur inhaltlichen Arbeit einen immer größeren Stellenwert ein.

In der nachfolgenden Fragerunde hatten die Tagungsteilnehmerinnen die Möglichkeit, mehr über die Tätigkeitsfelder der Podiumsfrauen zu erfahren. In der Diskussion über Vor- und Nachteile der Selbständigkeit ging es vor allem darum, wie frau eine Dienstleistung erfinden kann, die sich am Markt auch verkaufen läßt. Eine Teilnehmerin warf die Frage auf, inwieweit eine Tätigkeit in der Unternehmensberatung eine Identifikation mit den Interessen der Auftraggeber verlangt, und wies auf mögliche Konflikte hin, die daraus entstehen können. Bezüglich der Beiträge von Carola Fings und Gilla Dölle wurde vor allem das Verhältnis zwischen bezahlter und unbezahlter Arbeit problematisiert. Bei der Frage nach der Gewichtung von inhaltlicher Arbeit und Fundraising schloß sich der Kreis zwischen den Beiträgen von Marita Haibach und Gilla Dölle. Gilla Dölle bestätigte, daß irgendwann eine Entscheidung zwischen beiden Bereichen ansteht. Je größer jedoch der Verein bzw. das Institut sei, desto mehr Arbeitsteilung sei ohnehin notwendig. So sind von den vier Festangestellten des Archivs zwei mit Finanzen und PR-Arbeit beschäftigt. Auch Marita Haibach bestätigte, daß Fundraising eine zeitintensive Tätigkeit ist, die spezielle Qualifikationen verlangt. Wichtig sei dabei vor allem die Kontaktpflege zu tatsächlichen und potentiellen Sponsorinnen.

Insgesamt zeigten die Beiträge der Podiumsfrauen ein breites Spektrum möglicher Berufseinstiege diesseits und jenseits der Wissenschaft auf und haben damit sicherlich

für einige Teilnehmerinnen eine Entscheidungshilfe geboten – und natürlich im Sinne des Vernetzungsgedankens potentielle Ansprechpartnerinnen für die Zukunft. Im Gegensatz zu verbreiteten Prognosen über ungünstige Arbeitsmarktaussichten im Wissenschaftsbereich zeichnete das Podium ein eher optimistisches Bild. Dranbleiben und nicht vom Geldmangel abhalten lassen, so lautete die Devise. Das Einwerben von Forschungs- und Fördermitteln muß dabei als Teil der Arbeit mit eingeplant werden. Zugleich gilt es sicherlich, sich politisch dafür einzusetzen, daß Drittmittel nicht zur Regelfinanzierung von (Frauen-)Forschung werden.

ADRESSEN DER FORSCHUNGSFÖRDERUNGS-STIFTUNGEN

DFG

53175 Bonn

Email: dfg.de

URL: <http://www.dfg-bonn.de>

Volkswagen-Stiftung

Kastanien-Allee 35, 30519 Hannover

Tel.: 0511 – 8381-0

Fax: 0511 – 8381-344

Email: mail@volkswagen-stiftung.de

URL: <http://www.volkswagen-stiftung.de>

Hans-Böckler-Stiftung, Abt. Forschungsförderung

Bertha-v.-Suttner-Platz 3, 40227 Düsseldorf

Tel.: 0211 – 7778-0

Fax: 0211 – 7778-283

URL: <http://www.boeckler.de>

Heinrich-Böll-Stiftung e.V.

Hackesche Höfe, Rosenthaler Str. 40/41, 10178 Berlin

Tel.: 030 – 28534-0

Fax: 030 – 28534-109

Email: info@boell.de

LITERTUR

Haibach, Marita (1998): *Handbuch Fundraising. Spenden, Sponsoren, Stiftungen in der Praxis*. Frankfurt a. M./New York.

FORSCHUNGSFÖRDERUNG DURCH DIE DFG

STICHPUNKTE ZU WICHTIGEN ASPEKTEN

Hannelore Faulstich-Wieland

GLIEDERUNG

1. Was und wer ist die DFG?
2. Finanzielle Mittel der DFG (1997) – Bewilligungen
3. Fördermöglichkeiten
4. Begutachtung von Anträgen im Normalverfahren bei der DFG
5. Hinweise für Beantragungen an die DFG
6. Wichtige Aspekte bei der Beantragung
7. Hilfestellung bei Beantragungen

1. WAS UND WER IST DIE DFG?

- Selbstverwaltungsorganisation der deutschen Wissenschaft:
 - Alle Gremien sind mehrheitlich mit Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen besetzt
 - Die wissenschaftlichen Mitglieder der Organe der DFG werden von »der Wissenschaft« gewählt
 - Verteilung der Mittel geschieht auf der Basis von Begutachtungen
 - Gutachterinnen und Gutachter werden in direkter, allgemeiner, geheimer Wahl durch alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, die mindestens drei Jahre promoviert sind, gewählt
 - Wahlvorschläge kommen von den Wissenschaftsorganisationen
- Aufgaben:
 - finanzielle Unterstützung von Forschungsvorhaben
 - Beratung von Parlamenten und Behörden in wissenschaftlichen Fragen
 - Koordinierung der Grundlagenforschung und deren Abstimmung mit der staatlichen Forschungsförderung
 - Förderung der wissenschaftlichen Beziehungen zum Ausland
 - Mittel kommen von Bund und Ländern

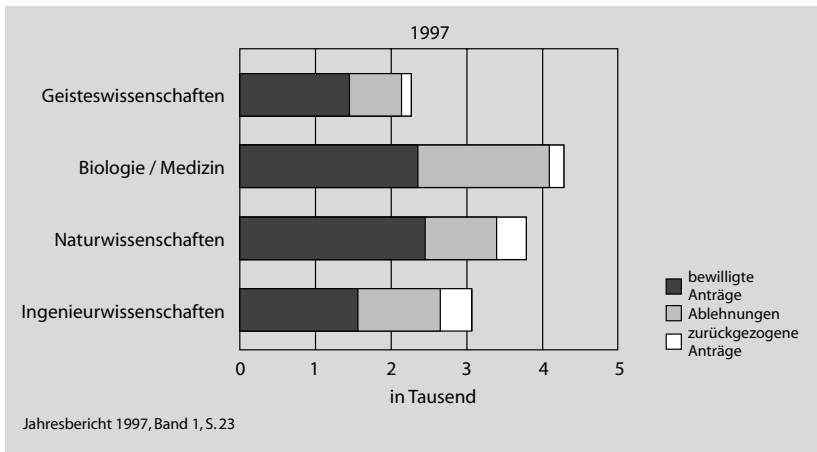
■ **Wichtige Gremien für die Bewilligung von Anträgen:**

- **Fachausschüsse:** insgesamt 37 Fachausschüsse für 186 Fachgebiete mit derzeit 523 Fachgutachtern und Fachgutachterinnen (Amtszeit: 4 Jahre, einmalige Wiederwahl möglich)
- **Hauptausschuß:** 37 Mitglieder, davon 19 Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus der Mitte des Senats, je acht von Bund und Ländern und zwei vom Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft bestimmt

2. FINANZIELLE MITTEL DER DFG (1997) – BEWILLIGUNGEN

- Insgesamt 2.034,8 Mill. DM verteilt auf 19 451 Anträge (Jahresbericht 1997, Bd.1, 18)
- Von den 1997 erledigten Anträgen im Normal- und Schwerpunktverfahren wurden insgesamt 61,3 % bewilligt und 35,1 % abgelehnt. Im Bereich der Geisteswissenschaften lag das Verhältnis von Bewilligungen zu Ablehnungen bei 62,8 % zu 31,7 % (Biologie/Medizin: 55,4 % zu 41,3 %; Naturwissenschaften: 70,4 % zu 27,1 %; Ingenieurwissenschaften: 57,4 % zu 38,9 %).

Abbildung 1: Erledigte Anträge im Normal- und Schwerpunktverfahren

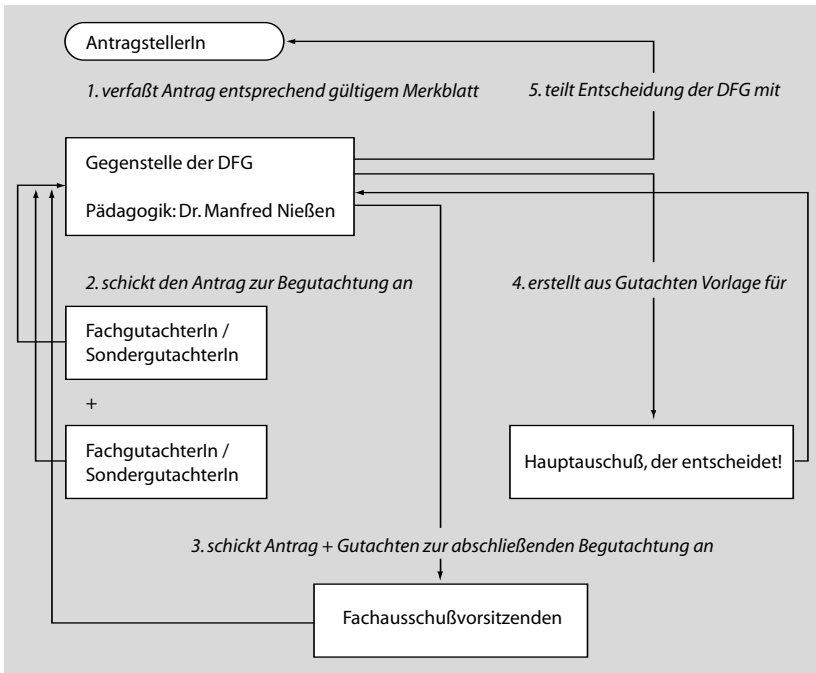


3. FÖRDERMÖGLICHKEITEN

Die DFG bietet 23 Förderungsmöglichkeiten:

- Sachbeihilfen
- Forschungs- und Habilitationsstipendien
- Postdoktoranden-Programm
- Programm zur Förderung von Habilitationen
- Modifiziertes Heisenberg-Programm
- Gerhard Hess-Programm
- Nachwuchsgruppen in den Biowissenschaften
- Forschungssemester
- Mercator-Gastprofessuren
- Internationale Zusammenarbeit
- Kongreß-, Vortrags-, Kontakt- und Informationsreisen
- Teilnahme an wissenschaftlichen Kurzlehrgängen und Ferienkursen
- Rundgespräche und Kolloquien
- Deutsche und internationale wissenschaftliche Veranstaltungen in der Bundesrepublik Deutschland
- Druckbeihilfen
- Schwerpunktprogramme
- Forschergruppen
- Graduiertenkollegs
- Großgeräteförderung und HBFV-Verfahren (Hochschulbauförderung)
- Wissenschaftliches Bibliothekswesen
- Sonderforschungsbereiche
- Kulturwissenschaftliche Forschungskollegs
- Transferbereiche

4. BEGUTACHTUNG VON ANTRÄGEN IM NORMALVERFAHREN BEI DER DFG



5. HINWEISE BEI BEANTRAGUNGEN AN DIE DFG

Wichtig im Zusammenhang dieser Wissenschaftlerinnen-Werkstatt sind vor allem Sachbeihilfen und Stipendien. Entscheidender Unterschied: Stipendien dienen zur Finanzierung der beantragenden Person, Sachbeihilfen schließen dies aus. Darüber hinaus erfordern Stipendien den Nachweis der Formalqualifikationen (Promotion, z.T. Habilitation), während im Rahmen von Sachbeihilfen auch Promotionen möglich sind. Sachbeihilfen können von Personen beantragt werden, die mindestens promoviert sind.

Sachbeihilfen

- möglicher Irrtum: Sachbeihilfen umfassen auch Personalkosten!
- Beantragung nicht für sich selbst
- keine Schreibkräfte, nur Schreibarbeiten finanzierbar
- Grundausstattung an Infrastruktur notwendig
- nicht-promovierte MitarbeiterInnen werden nach BAT IIa/2 bzw. als wissenschaftliche Hilfskraft bezahlt – Promotion ist im Projekt möglich und erwünscht, allerdings gibt es keine »Projekte zur Promotion«
- keine Tagungs- und Kongreßreisen, -veranstaltungen (Extra-Verfahren)
- keine Druckkosten (Extra-Verfahren)
- Bewilligung erfolgt für drei Jahre, längerfristige Projekte sind möglich, dies ist von vornherein zu beantragen (und zu begründen)

6. WICHTIGE ASPEKTE BEI DER BEANTRAGUNG:

- Beim Thema sollte es sich um eine präzise Fragestellung handeln, globale Themen sind eher ungeeignet.
- Stand der Forschung und eigene Vorarbeiten
 - Dieser Teil sollte aus sich heraus verständlich sein und deutlich werden lassen, wo das geplante Vorhaben einsetzt (noch offene/ungeklärte Punkte der bisherigen Forschung) und wieso die AntragstellerInnen bzw. die BearbeiterInnen geeignet sind, die Lücken bisheriger Forschung zu füllen.
- Ziele und Arbeitsprogramm

Dies ist der entscheidende Teil des Antrags! Bei der Begutachtung wird hier geprüft,

 - ob die vorgesehenen Methoden adäquat sind für die Bearbeitung der Fragestellung,

- ob die vorgesehenen Arbeiten zeitlich angemessene Einheiten aufweisen,
 - ob bei Aufteilung der Arbeiten auf mehrere Personen dies von der Arbeitsteilung möglich und sinnvoll, von den vorhandenen Qualifikationen her angemessen ist.
- Der Gesamtumfang des Antrags sollte ca. 20 Seiten umfassen, für das Arbeitsprogramm ist etwa die Hälfte vorzusehen.
- Sachbeihilfen müssen nicht sofort »Großprojekte« beinhalten, sondern können auch für ein Jahr/für studentische/für wissenschaftliche Hilfskräfte beantragt werden. Entscheidend ist dafür der Umfang des Arbeitsprogramms – die Qualitätsanforderungen an den Antrag im Hinblick auf die Einordnung des Vorhabens in die Forschung und die Begründung des Arbeitsprogramms bleiben gleich. Dennoch sind kleinere Anträge mit präzisen Fragestellungen leichter zu überblicken, zu bewältigen, schaffen vorzeigbare Erfolge, auf denen dann größere Anträge aufbauen können. Bei der Begutachtung von erneuten Anträgen werden die Ergebnisse/Erträge der bisherigen DFG-geförderten Forschungen berücksichtigt.

7. HILFESTELLUNG BEI BEANTRAGUNGEN

Die Fachgutachter und -gutachterinnen der DFG sowie die zuständigen Fachreferentinnen und Fachreferenten der DFG sind in der Regel bereit, vor dem Einreichen von Anträgen Hilfestellungen, Tips, Informationen u. ä. zu geben. Die Universitäten haben DFG-Vertrauensdozenten, die jeweils die Kopie eines Antrages und das Ergebnis der Bewilligung erhalten – sie sind sicher in der Lage, Kontakte herzustellen, sofern diese nicht sowieso im eigenen Arbeitszusammenhang bestehen. Die Kommissionen der DFG haben Forschungsbeauftragte benannt, die ebenfalls Hilfestellung bei Beantragungen geben können. Oft hilft allerdings auch, den Erstentwurf eines Antrages mehreren KollegInnen zum Lesen zu geben, weil viele Fehler bei der Antragstellung vermeidbar sind, wenn »Fremde« das Papier kritisch gegengelesen haben.

LITERATUR

- DFG: Jahresbericht 1997 – Band 1: Aufgaben und Ergebnisse; Band 2: Programme und Projekte (auch als CD-ROM).
- DFG: Hinweise für Antragsteller – Förderungsmöglichkeiten und Voraussetzungen (beides kostenlos erhältlich bei der DFG, 53175 Bonn).
- Faulstich-Wieland, Hannelore/Friebertshäuser, Barbara: Forschungsmittel beantragen – Kriterien und Hinweise. In: Friebertshäuser, Barbara/Prenzel, Annedore (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft. Weinheim: Juventa 1997, 847 – 856.

JENSEITS VON STIFTUNGEN – AKQUISE UND MEHR ...

DAS ARCHIV DER DEUTSCHEN FRAUENBEWEGUNG IN KASSEL

Gilla Dölle

Das Archiv der deutschen Frauenbewegung besteht nun seit fast 15 Jahren und hat ein Archiv und eine Spezialbibliothek zur Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland in der Zeit von 1800 bis 1950 aufgebaut. Die Bibliothek umfaßt derzeit ca. 16.000 Buch- und Zeitschriftentitel; ein umfangreiches Zeitungsausschnittarchiv, 4.500 Abbildungen, Nachlässe, Teilnachlässe und Einzelarchivalien ergänzen den Bestand. Die Materialien sind im Rahmen einer Präsenzbibliothek nutzbar.

Neben dieser Bibliotheksarbeit werden auch eigene Forschungsprojekte im Bereich der historischen Frauenforschung durchgeführt und eine archiveigene Zeitschrift sowie eine Schriftenreihe herausgegeben. Vorträge, Lesungen, Veranstaltungsreihen und Ausstellungen ergänzen die Aufgabenbereiche.

In der Aufbauphase wurde das Archiv der deutschen Frauenbewegung ausschließlich durch Mitgliedsbeiträge, Spenden und die unbezahlt geleistete Arbeit der Archivmitarbeiterinnen getragen. Erste Personalmittel konnten mit Hilfe von ABM-Stellen gezahlt werden. Gemeinsam mit anderen Projekten wurde ab Mitte der 80er Jahre erreicht, daß sowohl die Stadt Kassel als auch das Land Hessen Zuschüsse gewährten. Allerdings handelte es sich dabei um Projektmittel, d. h., dies waren Zuschüsse, über die jedes Jahr neu verhandelt und entschieden wurde. Die Zuwendungen erwiesen sich damit als recht unsichere Kandidatinnen: je nach politischer und finanzieller Lage bei Stadt und Land standen Kürzungen, Streichungen und nur selten Erhöhungen ins Haus.

Seit 1992 hat sich die Situation gebessert. Das Archiv der deutschen Frauenbewegung wird institutionell, d. h. als Einrichtung vom Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst gefördert; der jährlichen Unsicherheit ist damit ein Ende bereitet und die Zuwendung zu einem kalkulierbaren Faktor geworden. Allerdings läßt die Höhe, die sich aufgrund der desolaten Haushaltssituation der öffentlichen Hand im freien Fall nach unten befindet, noch viel zu wünschen übrig. Die Stadt Kassel hat seit dem Umzug in neue Räumlichkeiten im Frühjahr 1997 die Mietkosten für 12 Jahre übernommen.

Mit den Eigenmitteln – Mitgliedsbeiträgen, Spenden, Materialienverkauf, Vortragshonoraren etc. – und den öffentlichen Zuschüssen können die laufenden Kosten und vier Teilzeitstellen bezahlt werden. Da dies bei weitem nicht ausreicht, um die Bibliotheks-,

Forschungs- und Bildungsarbeit zu leisten, arbeiten alle Mitarbeiterinnen weiterhin 10 bis 15 Stunden unbezahlt; die Archivmitarbeiterinnen waren und sind damit die kontinuierlichsten Sponsorinnen des Archivs der deutschen Frauenbewegung.

Um neue Wege zu gehen und vor allem größere Unabhängigkeit von öffentlichen Geldgebern zu gewinnen, wurde im Herbst 1992 der Freundinnenkreis des Archivs der deutschen Frauenbewegung ins Leben gerufen. Er soll dazu beitragen, im Sinne eines Solidarfonds nicht nur das öffentliche Interesse an der Bewahrung der Geschichte der Frauenbewegung zu dokumentieren, sondern auch einen finanziellen Beitrag für die Arbeit leisten. Derzeit gehören ca. 80 Frauen diesem Unterstützerinnenkreis an; die kontinuierlichen Spenden der Freundinnen sind zu einem festen finanziellen Standbein des Archivs geworden.

Um einzelne Projekte im Bildungs- und Forschungsbereich voranzutreiben, versucht das Archiv der deutschen Frauenbewegung, für diese Vorhaben Drittmittel einzuwerben. Im Forschungsbereich handelt es sich dabei bisher zum großen Teil um Landesmittel (so z. B. konnten im Rahmen des Forschungsschwerpunktes »Frauenbewegungen – kultureller und sozialer Wandel« ein Projekt zum Antisemitismus in der bürgerlichen Frauenbewegung um die Jahrhundertwende und zu Frauen in der 1848er Revolution realisiert werden). Ein Forschungsprojekt zur Geschichte der Menstruation konnten wir uns vor einigen Jahren von einer Firma sponsern lassen; eine recht ungewöhnliche und wohl auch einmalige Förderung. Über Forschungsfördererfahrungen mit Stiftungen verfügen wir bisher noch kaum, entsprechende Anträge werden erst seit kurzem von uns auf den Weg gebracht.

Im Bereich der Forschungs- und Kulturarbeit ist das Förderspektrum breiter. Für Ausstellungen, Veranstaltungs- oder Vortragsreihen versuchen wir, KooperationspartnerInnen zu gewinnen, die einzelne Teile finanziell übernehmen; so haben wir in den letzten Jahren oft erfolgreich mit der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung zusammengearbeitet, aber auch mit Volkshochschulen, Frauenbeauftragten und örtlichen Projektträgern gibt es gemeinsame Projekte. Unterstützt werden solche Vorhaben auch durch die städtische Kulturförderung und durch Stiftungsmittel, hier insbesondere durch die Kulturstiftung der hiesigen Sparkasse, die Sparkassen Kulturstiftung Hessen-Thüringen und die Hessische Kulturstiftung. Sponsoringgelder spielen bei uns kaum eine Rolle, die »Events« sind wohl zu klein, um entsprechende Sponsoren ansprechen zu können. Eher ist es uns möglich, kleinere Spenden für gezielte Vorhaben einzuwerben oder notwendige Sachleistungen billiger oder umsonst zu erhalten.

Das Archiv der deutschen Frauenbewegung ist mit den Jahren zu einer wichtigen Einrichtung in der Bibliothekslandschaft, der historischen Frauenforschung wie der feministischen Kultur- und Bildungsarbeit geworden. Im Vergleich zu anderen Frauen-

projekten gehört es eher zu den »Besserverdienenden«, im Vergleich zu ähnlich gelagerten Institutionen im Forschungs- und Bildungsbereich jedoch zu den eher ärmlich ausgestatteten. Waren wir in der Gründungsphase davon überzeugt, daß nach ca. zehnjähriger Aufbauphase die Finanzierung dauerhaft gesichert sein würde, so wagen wir heute in diesem Punkt keine Prognosen mehr. Auch nach 15 Jahren erfolgreicher Arbeit ist ein Ende der unentwegt notwendigen, mühsamen Arbeit des »Klinkenputzens« noch nicht absehbar. Mehr als je zuvor ist es heute für die erfolgreiche Mitteleinwerbung unverzichtbar, immer und überall präsent zu sein. Ein langer Atem, viel Zeit und Energie, Phantasie und Kreativität, kontinuierliche Kontaktpflege und ständige Präsenz sind wichtige Handwerkszeuge für unsere alltägliche Arbeit.

Anhang

Dölle, Gilla, Dr. rer. pol., geb. 1955. Buchhändlerin, Studium: Gesellschaftslehre und Religionswissenschaften für das Lehramt (Sekundarstufe II), Mitarbeit in verschiedenen Frauenprojekten, u. a. Frauenbuchladen in Kassel. Seit Gründung (1983) Mitarbeiterin im Archiv der deutschen Frauenbewegung in Kassel, dort u. a. für den Bereich Finanzen/Management zuständig. Publikationen zur Geschichte der Frauenbewegung und zur Regionalgeschichte, u. a.: *Die (un)heimliche Macht des Geldes. Finanzierungsstrategien der Frauenbewegung zwischen 1865 und 1933*. Frankfurt a. M. 1997.

Faulstich-Wieland, Hanelore, Prof. Dr., geb. 1948. Professorin am Fachbereich Erziehungswissenschaft, Institut für Schulpädagogik der Universität Hamburg. Von 1988 – 1996 Fachgutachterin für Erziehungswissenschaften bei der DFG, 1992 – 1997 Professorin für Frauenforschung an der Universität Münster. Arbeitsschwerpunkte: Koedukation, Geschlechterverhältnisse.

Fichera, Ulrike, Dr. phil., geb. 1943, 2 Söhne, bi-nationale Ehe, lebte 2 Jahre in Italien. 20 Jahre berufstätig als Lehrerin, 1995 Promotion. Von 1986 – 1996 Mitarbeit im hessischen Institut für LehrerInnenausbildung zum Bereich »Realisierung von Gleichberechtigung«, 1992 – 1993 Mitarbeit in der wissenschaftlichen Begleitung eines Modellprojekts zur Realisierung der Koedukation, 1994 – 1995 Frauenbeauftragte für Lehrerinnen am Staatlichen Schulamt Offenbach. Aktiv und engagiert in Frauenbewegung und Frauenforschung, z. B. im Verein »Frauen und Schule« und im GEW-Landesfrauenausschuß Hessen. Derzeitiges Interesse: Neue Denkansätze zur Demokratisierung des Geschlechterverhältnisses in Theorie und Praxis, z. B. in feministischen Krimis.

Hammel, Martina, geb. 1959, Diplominformatikerin. Mitbegründerin und langjährige Mitarbeiterin des Frauen-Softwarehaus e.V. Frankfurt, letzter Arbeitsschwerpunkt: Qualifizierung, Unterstützung und Beratung von Frauen in betrieblichen Gestaltungsprojekten bei partizipativer Systementwicklung. Derzeit Promotion zum Thema »Partizipative Systementwicklung im Kontext der Geschlechterhierarchie«, gefördert durch die Hans-Böckler-Stiftung.

Henninger, Annette, geb. 1966, Bürokauffrau und promovierte Diplom-Politologin. Arbeitsschwerpunkte: Frauen- und Geschlechterforschung, Gleichstellungspolitik, Arbeitsmarkt- und Hochschulpolitik. Mitarbeit in verschiedenen Frauenprojekten, u. a. bei der Zeitschrift »femina politica – Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft«. Derzeit Vertretungsstelle in einem DFG-Projekt und Lehrbeauftragte an der FU Berlin, Überarbeitung der Promotion für die Publikation (Thema der Arbeit: »Chancen und Barrieren für Frauenförderung in der lokalen Arbeitsmarktpolitik. Umsetzung von Frauenfördermaßnahmen in der Berliner Arbeitsmarktpolitik zwischen 1991 und 1996«).

Herzog, Margarethe, geb. 1964, Literaturwissenschaftlerin (M.A. Lateinamerikanistik und Germanistik). Seit 1997 Promotion an der Freien Universität Berlin zum Thema »Die Literatur der neuen Migrantinnengeneration aus Kuba, der Dominikanischen Republik und Puerto Rico«, gefördert durch die Hans-Böckler-Stiftung. Tätig als Publizistin und Lehrbeauftragte in Berlin mit den Arbeitsschwerpunkten Literaturen der Karibik sowie Geschlechterdifferenz.

Huber, Anne A., geb. 1967, Diplom-Psychologin, zertifizierte Erwachsenenbildnerin (PH Weingarten), Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität Landau, promoviert zum Thema »Bedingungen effektiven Lernens in Kleingruppen unter besonderer Berücksichtigung der Rolle von Lernskripten«, Kurse zum Thema Methoden in der Erwachsenenbildung, lebt in Karlsruhe.

Kiegelmann, Mechthild, Ed. D. (Doctor of Education), Wissenschaftliche Assistentin im Fach Pädagogische Psychologie an der Universität Tübingen. Studierte Psychologie und Theologie an der Universität Tübingen und an der Harvard Universität. Promotion 1997 in Harvard. Zur Zeit Habilitation über den Umgang mit NS-Geschichte an Arbeitsplätzen. Veröffentlichung: *Coming to Terms: A Qualitative Study of Six Women's Experiences of Breaking the Silence about Brother-Sister Incest*. Ann Arbor, MI: UMI, 1997. Arbeitsschwerpunkte: qualitative Forschungsmethoden in der Psychologie, Forschungsethik, Frauenförderung und Vernetzung von Wissenschaftlerinnen, Traumapsychologie, Nationalsozialismus-Forschung, Psychologie des Schweigenbrechens.

Koller, Doris, geb. 1968, Studium der Germanistik und Allgemeinen Sprachwissenschaft in Regensburg, literaturwissenschaftliche Dissertation zum Thema »Die Hörspiele von Elfriede Jelinek: Eine ideologiekritische Analyse«. Seit Juli 1998

Stipendiatin der HBS. Veröffentlichung: *Biographisches Schreiben und Selbstreflexion. Frauen der Romantik in Lebensbeschreibungen von Schriftstellerinnen der DDR*. Regensburger Skripte zur Literaturwissenschaft. Bd.5., 1997. Lebt in Regensburg.

Roessler, Kirsten, geb. 1962, promovierte Diplom-Psychologin, zwei Töchter, lebt seit sieben Jahren in Dänemark und unterrichtet Gesundheits- und Sportpsychologie an der Universität Odense. Arbeitet an Forschungsprojekten über Sport mit Älteren und Sport und Schmerz. Arbeitsschwerpunkte: Macht, Identität, Gesundheit, Bewegung. Veröffentlichungen: u. a. (Mit Gerhard Heik Portele): *Macht und Psychotherapie. Ein Dialog*. Köln 1994; *Gestalttherapie und Geschichte. Brüche in der deutschen Erzähltradition*. Engelsbach 1996 (phil. Diss.).

Sieber, Andrea, geb. 1969, Studium der Informatik in Chemnitz und North-Carolina, Mitarbeiterin am Lehrstuhl Informatik, promoviert derzeit zum Thema »Software entwickeln in der Praxis«, ab 1999 Mitarbeiterin in einem DFG-Projekt (Bo 929/13 – 1), in dem dieses Thema interkulturell vergleichend untersucht werden soll.

Wichmann-Siegfried, Maren, geb. 1961, Historikerin M.A., drei Kinder. Seit 1991 kommunale Frauenbeauftragte in Plön (Schleswig-Holstein), von 1996 bis 1998 beurlaubt für Promotion und Auslandsaufenthalt in Kopenhagen. Thema der Dissertation: »Frauen- und Familienpolitik in Dänemark und in der Bundesrepublik von der Nachkriegszeit bis in die 1970er«.

Hans-Böckler-Stiftung

Die Hans-Böckler-Stiftung des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB) wirbt für die Mitbestimmung als Gestaltungsprinzip einer demokratischen Gesellschaft. Sie tritt dafür ein, Mitbestimmungsrechte und -möglichkeiten zu erweitern.

Beratung und Schulung

Die Stiftung berät und qualifiziert Betriebs- und Personalräte und Arbeitnehmervertreter in Aufsichtsräten, Männer und Frauen, in wirtschaftlichen und rechtlichen Angelegenheiten, in Fragen des Personal- und Sozialwesens, der beruflichen Aus- und Weiterbildung, der Gestaltung neuer Techniken, des betrieblichen Arbeits- und Umweltschutzes.

Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliches Institut (WSI)

Das Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Institut in der Hans-Böckler-Stiftung forscht zu den Themen »Wirtschaftswandel und Beschäftigung im Globalisierungsprozeß«, »Soziale Polarisierungen, kollektive Sicherung und Individualisierung« und »Arbeitsbeziehungen und Tarifpolitik«. Das WSI-Tarifarchiv dokumentiert das Tarifgeschehen umfassend und wertet es aus.

Forschungsförderung

Die Abteilung Forschungsförderung der Stiftung vergibt Forschungsaufträge zu den Themen Strukturpolitik, Mitbestimmung, Arbeitsgesellschaft, Öffentlicher Sektor und Sozialstaat.

Die Forschungsergebnisse werden in der Regel nicht nur publiziert, sondern auf Veranstaltungen zur Diskussion gestellt und zur Weiterqualifizierung von Mitbestimmungsakteuren genutzt.

Studienförderung

Ziel der Stiftung ist es, einen Beitrag zur Überwindung sozialer Ungleichheit im Bildungswesen zu leisten. Gewerkschaftlich oder gesellschaftspolitisch engagierte Studierende unterstützt sie mit Stipendien, mit eigenen Bildungsangeboten und der Vermittlung von Praktikantenstellen. Bevorzugt fördert die Stiftung Absolventinnen und Absolventen des zweiten Bildungsweges.

Öffentlichkeitsarbeit

Ihre Arbeitsergebnisse und Dienstleistungen veröffentlicht die Stiftung über Veranstaltungen, Publikationen, mit PR- und Pressearbeit. Sie gibt zwei Monatszeitschriften heraus: »Die Mitbestimmung« und die »WSI-Mitteilungen«, außerdem die Vierteljahresschrift »South East Europe Review for Labour and Social Affairs (SEER)«, das »Wirtschaftsbulletin Ostdeutschland« und »Network, EDV-Informationen für Betriebs- und Personalräte«.

Hans-Böckler-Stiftung
Abteilung Öffentlichkeitsarbeit
Bertha-von-Suttner-Platz 1
40227 Düsseldorf
Telefax: 0211/7778 -225
www.boeckler.de

**Hans Böckler
Stiftung** 